M. G. Saphir's Schriften.

Volks-Ausgabe

in 26 Bänden.

M. G. Saphir's Schriften.

Volks-Ausgabe

Neunzehnter Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Druck und Verlag von Fr. Karafiat.

Humoristisch-satyrischer Bilderkasten.

1.

Der Allerweltsmann.

Es gibt Leute, die man nur „die Beliebten" nennt; es sind die Badeschwämme der menschlichen Gesellschaft, sie lassen sich füllen und auspressen von jeder Sache, und von Jedermann. Solche Allerweltsleute werden stark consumirt; man findet sie wie Weißbier fast in jedem Hause; man achtet sie nicht, aber man hat sie gerne um sich, wie ein Handbesteck, das man zu allen Dingen gebraucht und gebrauchen kann. Ein solcher „Allerweltsmann" muß von Jugend auf dazu erzogen werden, ein Allerweltsmann zu sein. So wie man von den Laufern erzählt, daß ihnen die Milz oder Leber herausgeschnitten wird, so muß dem Allerweltsmann Herz und Gehirn herausgeschnitten werden, wenn er ein tüchtiger Allerweltsmann werden soll. Es wird damit angefangen, daß er schon in der Jugend zu einem Allerweltskinde erzogen wird. Ein solches Allerweltskind muß alle Augenblick einen „schönen Diener!" machen, dabei die Beinchen einknicken, wie eine alte Jungfer; es muß alle Augenblick „danke schön!" sagen, muß alle

ledernen Hände und alle Schnupftabakfinger der Gesellschaft abküssen, muß jeden Kerl „Onkel!“ und jede Furie „Tante!“ nennen; es darf nichts begehren, damit es nur ja nicht lerne einen eigenen Willen haben; es darf nicht laut, und wacker herum rumoren, damit sich nur ja keine thätige Kraft entwickle; es darf bei Leibe nicht widersprechen, und wenn es auch Recht hat, das schickt sich nicht! Es gibt jedem die Hand, und geht zu Jedem wie ein Möpschen; ein solches Allerweltskind wird einmal gewiß ein Allerweltsmann! Nach dem Allerweltskinde wird er ein Allerweltsjüngling. Ein solcher Allerweltsjüngling macht pflichtmäßig allen Mädchen seines Reviers die Cour, bringt regelmäßig allen zu ihrem Geburtstage ein Ständchen, besorgt ihnen Musikalien, pflegt ihre Blumen, füttert ihre Canarienvögel, hält ihnen die Elle, wenn sie Band messen, bringt ihnen die Bücher aus der Leihbibliothek, holt die Theater- und Concertbillette, arrangirt die Pfänderspiele, tanzt bei Quadrillen vor, sendet den Clavierstimmer in's Haus, wählt Stickmuster, fädelt Perlen auf Seide, gibt den Goldfischen Wasser, vertreibt Sommersprossen und Leberflecken u. s. w. u. s. w. Ein solcher Allerweltsjüngling hat die größte Anlage zu einem Allerweltsmann!

Ein „Allerweltsmann“ i s t und i ß t in jedem Hause, wo man gut i s t und i ß t. Er findet alle Gerüchte und alle Meinungen gleich vortrefflich; er lobt

alles, was die Hausfrau lobt, und tadelt alles, was sie tadelt. Ein solcher Allerweltsmann ist die Toleranz selbst. Religionsfreiheit ist sein Princip; Jude oder Christ, das gilt ihm gleich, wenn der Tisch nur menschlich ist. Ein solcher Allerweltsmann schimpft auf A., wenn B. auf ihn schimpft, und lobt ihn, wenn ihn C. lobt. Er beklatscht einen Künstler, weil sein Nachbar klatscht, und tadelt ihn beim Abendessen, weil sein vis-à-vis ihn tadelt. Er sagt in einem Athemzug Ja und Nein auf eben dieselbe Sache zu zwei verschiedenen Personen. Ein solcher Allerweltsmann liest vor, macht Kartenkunststücke, putzt die Lichter, stellt die Stühle zurecht, gibt Gesellschaftsspiele an, findet alle Dilettanten himmlisch, und macht sich heimlich darüber lustig; er geht aus einer Gesellschaft in die andere, wie eine Münze ohne Gepräge, meint des Morgens, was sein Nachbar zur Rechten meint, und am Abend beschwört er dem Nachbar links das Gegentheil. Er dringt sich allen angekommenen Künstlern und Künstlerinnen auf, besorgt ihnen Lohnwagen, Visitenkarten, führt sie in Cirkel ein, macht Parteien für sie, wirbt Claqueurs für sie, betreibt die Insertionen, küßt ihnen zehntausendmal die Hand u. s. w. Ein solcher Allerweltsmann hat immer ein Lächeln für Jedermann, und wenn er den Rücken gekehrt hat, zuckt er die Achseln; er ist das Organ von Gesellschaften, er widerspricht nur solchen Sachen, von denen er haben will, daß sie

stark behauptet werden sollen; er beleidigt blos, um rührend abzubitten. Ein solcher Allerweltsmann ist wie eine Serviette für Jedermann; ein Rechenpfennig, der heute für diesen, morgen für jenen zählt; ein leerer Spiegel, der stets das zurücksehen läßt, was in ihn hineinschaut; seine Seele ist wie gesottene Butter, sie nimmt jeden Eindruck an, und rinnt sogleich wieder in einander; sein Urtheil ist wie ein Botenläufer, der heute für diesen und morgen für jenen sich die Füße abläuft, und sein Herz ist wie ein Durchhaus, das alles durchpassiren läßt, und nichts festhält. Ein solcher Allerweltsmann ist beliebt, denn er bezeugt alles, wozu man ihn aufruft, und von einem solchen sagt Madame A. zu Madame B.: „Kennen Sie den Herrn X.? Das ist ein lieber Mann! die Gütigkeit selbst!" Und Madame A. erwiedert: „O ja, ich kenne ihn, ein gemüthlicher Mensch! Morgen Mittag wird er bei mir essen!"

2.

Der weibliche Wildfang und die männliche Coquette.

Alles in der Natur und im Leben scheint ausgetauscht oder verwechselt worden zu sein. Der Sommer ist kalt, der Winter warm, und unsere Tage sind finster, die Nächte erhellt; die Kinder thun groß, die Großen kindisch; die Weiber sind männlich, und die

Männer weiblich; daher tragen die Damen Reitkleider und die Männer Damenmäntel. Wenn ich nicht hörte, daß Sibylla Fräulein genannt wird, ich würde sie Musje heißen, und wenn ich nicht hörte, daß Midor Monsieur titulirt wird, ich würde ihn nur Mamsell nennen. Sibylla steht des Morgens auf, und greift — nach dem Morgengebet? Nein! — nach den Tageszeitungen. Darauf zieht sie an — die Schürze? Nein! — die Schreibe-Aermel, und geht — in die Küche? Nein! — in das Schreibezimmer; da schreibt sie — einen Wäschzettel? Nein! — eine Recension! Bald darauf spielt sie — Pianoforte? Nein! eine Partie Billard; dann macht sie — Gurken ein? Nein! — den Rothen in's Eckloch. Darauf nimmt sie Lection im Tanzen? Nein! — im Fechten! Sodann ruft sie — der Haushälterin? Nein! — dem Reitknechte, und setzt sich — an den Nähtisch? Nein! — auf's Pferd, und eilt hinaus — in die Speisekammer? Nein! — in den Thiergarten! Nachdem sie ein Paar Stunden in kurzem Trab, in gestrecktem Galop, und auch ventre à terre geritten, wobei dem zarten Mündchen alle Kunstwörter der edlen Stallkunst entschlüpften, geht's nach Hause. Am Tische trinkt sie ein Paar Gläser Wein, prüft ihn mit einer Kennermiene und mit der Zunge schmeckend. Abends klatscht sie im Theater, wie ein Mann, und ruft laut: „Bravo!" oder spielt eine Partie Whist oder Hazard, und liest noch im Bette ein Buch über die

Dressur der Pferde! Soll man nun ein solches Wesen Mamsell oder Musje nennen?

Das männliche Geschlecht, entrüstet darüber, daß die schwachen Wesen, Frauenzimmer genannt, sich ihrer Weiblichkeit ganz entäußernd, zu Männern, Reitern, und Jägern ausbilden, rächen sich dadurch, daß sie sich selbst zu Frauenzimmern umbilden, und manche unserer jungen Herreu haben die Manieren des weiblichen Geschlechtes so eigen, daß sie es zur Virtuosität darin gebracht haben. So gibt es eine Anzahl junger Leute, die förmliche Coquetten sind. Wir wollen Melindor ein wenig näher betrachten, und wir bemerken alles an ihm, was wir bei einem Frauenzimmer mit dem Namen Coquette bezeichnen. Melindor will ausgehen (wir wollen einen Blick in die Werkstätte seines Seins und in sein Ankleidezimmer werfen), Jean und mehrere Stühle sind vollgepackt mit Kleidern; das Halstuch und die Nadel ist endlich in Ordnung; nun wird die Weste angezogen, wieder ausgezogen, eine andere probirt, eine gelbe Unterweste zu einer weißen Oberweste, oder eine weiße Unterweste zu einer schwarzen Oberweste u. s. w.; die Uhrkette wird um den Hals geschlungen, und durch ein Westenknopfloch gezogen; noch wird sie zu wenig gesehen, sie wird also in ein anderes Knopfloch gezogen; nun bildet sie aber keinen Cirkel über der Weste; sie wird also noch einmal durch's Knopfloch uad durch den Kopf der Busennadel gezogen, und die geheimnißvolle unwiderstehliche

Chiffre ist fertig. Der Leibrock sitzt endlich auch, und von dem Taschentuche wird der gestickte Zipfel hervorgesucht, und mit einer Rückendrehung nach dem Spiegel so postirt, daß er aus der Tasche wie ein Täubchen aus dem Neste hervorguckt. Ein gelber Handschuh wird angezogen, der Hut aufgesetzt, umgedreht, abgepustet, noch einmal in den Spiegel geguckt, und Melindor geht aus. Auf der Straße wird in conspectu populi noch in den andern Handschuh hineingeblasen, und derselbe sanft auf die Finger gezogen. Nun geht Melindor — coquettiren. Er geht die Linden entlang; drüben gehen zwei Damen, er schlängelt schnell hinüber, wirft ihnen einen Diagonalblick zu, zieht den Handschuh von der Hand, und haucht, wie in Gedanken, seinen Siegelring an; er geht einige Schritte vor den Damen, um seine Taille zu präsentiren, grüßt einige Damen, die vorüberfahren, ohne sie zu kennen, und blickt noch einmal nach den Damen zurück. Plötzlich sieht er auf der andern Seite ein Frauenzimmer, das zufällig nach der Seite hinsah, wo er ging. Das war ein Wink! Er schwebt hinüber, umzüngelt sie, zieht das feine Taschentuch bei dem Zipfel heraus, und entfaltet seine Weisheit. Darauf geht er vor ihr, dreht die Steine seiner Ringe nach der flachen Hand, legt diese nachlässig auf den Rücken, und läßt das Feuer der Steine für sich sprechen. Da lächeln drei Damen an einem Fenster in der ersten Etage. Das galt ihm, er säuselt

aus den Linden heraus, hüpft, die Füße hübsch auswärts, über die Straße, und präsentirt sich dem Fenster. Zum Glücke kömmt ein Bettler, und zum allerersten male fühlt er sich bewogen, Almosen zu geben, blos um da verweilen zu können. Er zieht erst die Handschuhe ab, dann ein seidenes Vörschen heraus, und macht es langsam auf, sucht die kleinste Münze, und läßt sie graziös in die Hand des Armen gleiten. Dabei läßt er wohlweislich seinen Handschuh fallen, um den Fensterdamen seine Tournure beim Aufheben zu zeigen. Aber das Hauptmanöver einer solchen männlichen Coquette ist Abends im Theater. Melindor steht im ersten Range, die gelben Handschuhe wie zwei Glaslaternen immer vor sich erhoben, wie ein aufwartender Bär. Die beiden gelben Handschuhhände dürfen nie unter die Brüstung kommen; zuweilen legt er sie auf die Brüstung, und trommelt mit den zehn gelben Deuthölzchen den Tact zur Musik. Nun kömmt das Opernglas, das wird erst mit dem weichen Taschentuche zart zwischen den Fingerspitzen abgestäubt, dann wird es zwischen die zwei Finger genommen, während die andern drei gespreizt abstehen. Rechts sitzt eine Dame, links ein Mädchen, gegenüber mehrere Damen, und einen Rang höher gegenüber sind auch mehrere niedliche Gesichtchen. O, du armer Herr Coquette! Wo blickst du zuerst hin? Wo verweilt dein Blick am längsten?! Jeden vorüberschweifenden Blick hält er an, und glaubt, er sei an ihn spedirt, und

immer streicht er sein Lockenköpfchen, das wie eine verlorne Schildwacht auf dem Gehirne steht, nach jener Gegend hin, in der er mit Jemand zu coquettiren glaubt. Im Zwischenacte geht er auf die andere Seite im ersten Range, und läßt die gelben Handschuhe vis-à-vis hinüber spielen und blitzen. Selten sieht er auf die Bühne, immer nach dem Publicum, noch seltener lispelt er jungfräulich ein dünnes „scharmant." Er hüstelt und nimmt einen Bonbon aus der Tasche, oder er nimmt ein Flacon vor die Nase, daß sich der Geruch über die ganze Loge verbreitet, und ein seliges Lächeln lagert sich auf sein leeres Gesicht, wenn die Damen es zu bemerken scheinen Wenn das Stück zu Ende geht, schlägt er sich den Rockkragen in die Höhe, denn sie — das heißt, er hat zarte Nerven, und ist empfindlich gegen die Zugluft. Bevor er herausgeht, hält er es für Schuldigkeit noch mit einem Rundblick von allen Damen Abschied zu nehmen; darauf geht er nach Hause und zieht behaglich die gelben Handschuhe aus, mit deren Spiel er heute sehr zufrieden war. Nun aber frage ich: Soll man eine solche männliche Coquette „Musje," oder „Mamsell" nennen?

3.

Aufklärlinge und Dummfreche.

So bezeichne ich zwei Gattungen Pilzlinge in dem schönen Eden der Menschheit, zwei Harzausflüße

aus dem herrlichen Lebens- und Erkenntnißbaume, zwei Stadt- und Landplagen, für deren Abschaffung man allgemeine Buß- und Fasttage anordnen sollte. Wie soll ich den Aufklärling schildern? Er wandelt in tausend Gestalten herum, flattert als Libelle um das Waschbecken der Schönen, kriecht als Blindschleiche um die Füße der Vornehmen, lauscht als Wegelagerer an Promenaden und Spaziergängen, perorirt als Prediger in Caffee- und Gasthäusern, und lauscht wie eine Tigerkatze selbst an den heiligen, gottgeweihten Stellen der Andacht auf den Raub seiner Lüste.

Aufklärlinge heiße ich diese Gattung, zu der leider ein großer Theil der jetzigen Jugend gehört, darum, weil nur der falsche Begriff von Aufklärung, den sie hegen, ihre Verbildung, ihre moralische und geistige corrupte Erziehung und hauptsächlich die Vernachlässigung der höchsten Glückseligkeit, der höchsten Tugend und des höchsten Gutes dieses Lebens: der Religion, sie nackt an Geist und Seele, allen Besseren verächtlich und ekelhaft, hinausstößt in die Wüstenei ihres lebensleeren Lebens und ihres daseinlosen Daseins! Wie schmerzlich, wie seelenverletzend ist es nicht oft jedem guten Menschen, dem Religion, Tugend und Unschuld, diese göttliche und erhabene Dreieinigkeit, nicht zu leeren Spielmarken herabgesunken, wie schmerzlich wehe muß es einem solchen thun, wenn er das Heer von jungen Schöngeistern darin Triumphe suchen sieht, wenn sie mit schamlosem Gewitzel das

Allerheiligste verletzen, wenn sie es rühmlich finden, durch fade, erbärmliche und prangerwürdige Spöttelei über manche, der Anbetung sanctionirte Gegenstände, einen sie umgebenden Kreis von herzlosen und frechen Burschen zu einem wiehernden Gelächter zu bringen; wenn sie ihr Schwefelhölzchen an der großen Leuchte der Aufklärung anzuzünden wähnen; wenn sie durch Unglauben und hirnloses Zweifelgewäsch ihren illuminirten Geist documentiren; wenn sie mit flachem Schnabel aus den Faulsümpfen und Torfgründen einer Schandliteratur schöpfen, und es den Gesetzen der Tugend und Moral als Fluchwasser in's Gesicht spritzen; wenn sie mit frechem Hohn ihre Leibsentenz und Lieblingsmetapher: „Es gibt keine weibliche Tugend," ausschnarren und ausnäseln, mit Schandfloskeln und Odoardo-Gelächter selbst ihre bessere, innere Stimme übertäuben, und wie das Echo zu Grenoble, jeden Laster- und Schmähton ein Dutzend Mal aushallen und einen Tugendton kaum ein halbes Mal; wenn sie aller Schamhaftigkeit entwöhnt, im Grunde des leeren Herzens vernichtet, den Glauben an jungfräuliche Unschuld und weibliche Würde, selbst in der heiligen gefühlläuternden und herzerweiternden Umgebung reiner und erhabener Frauentugend, sich nicht entblöden, mit Anspielungen und Zweideutigkeiten diesen reinen Aether anzuhauchen, und das ekle Spinngewebe über diese Ehrenpreis- und Augentrostblume hineinzuziehen; wem muß sich bei solchen Anlässen

die Faust nicht unwillkührlich ballen, wenn ihm diese Bohrwürmer und Giftmolche die Atmosphäre verpesten, wenn sie in der Verrenktheit ihrer Bildung, in ihrer Afteraufklärung selbst das Beste, das Moralischste, zu ihren Zwecken zu verdrehen wissen, und, wie der blinde Belisar in Hadrians Mausoleum sich mit den Meisterwerken Praxiteles und Lysippus vertheidigte, selbst die herrlichsten Grundsätze in schimpfliche Bolzen zuspitzen und losschießen? Diese Aufklärlinge, deren Namen Legion ist, und die wie Flugsand in alle Häuser dringen, durch die engsten Räume schlüpfen, und denen nichts unzugänglich ist, sind das der Moral und der Tugend, was ihre Stiefbrüder, die „Dummfrechen," dem geselligen Leben, den tables d'hôtes und überhaupt allen öffentlichen Kreisen sind. Die Frage: „Ist ein Dummer oder ein Narr erträglicher?" ist mir schon längst zu Gunsten des Narren entschieden. Ein Narr ist wenigstens ergötzlich, er ist ein verdorbenes Kaleidoskop, die Formen sind zwar nicht geregelt, aber es ist Farbenmischung; eben das Groteske des Durcheinanderfallens bringt wenigstens Abwechslung; ein Dummer aber ist ein ausgelöschtes Unschlittlicht, dem der Docht fehlt, es ist unmöglich, mehr Licht in das Talggesicht zu bringen.

Ein Narr ist ein Harlekin, unter tausend närrischen Sprüngen wird doch einer gefallen; aber ein Dummer ist ein Bleimännchen, fällt immer wieder in die nämliche Holzstellung zurück; wenn also schon

der friedliche Dumme, das reine Schafgesicht, dem Narren zurücksteht, wie muß nicht erst der Dummfreche, das Melangegesicht der Naseweisheit und Bengelei, der Gesellschaft ein unerträgliches Ueberbein sein? Man denke sich einen dummfrechen Menschen, dem die Augen in ewiger Schadenfreude herausglotzen, der stets blöde unter feistem Gesichtsspeck lächelt, der die Schöpsnasenflügel immer lauernd und witternd aufzieht, der sich wie ein Holzkeil in die Gesellschaft einzwängt, überall mit Dreistigkeit mitspricht, aber überall eine Dummheit, eine Plattheit, die nicht einmal Lachen erregt, ausstößt, der diese liebenswürdige Dummheit durch eine noble Frechheit schattirt; derausholt und aushorcht, in seiner unbeschreiblich zarten Dummheit aber alles mißversteht und gerade das Gegentheil hört, von dem, was gesagt wird; man denke sich ein solches Mondkalb menschlicher Vernunft in einer heiteren Abendgesellschaft, das zu jeder geselligen Gesprächstanze einen eigenen dummfrechen Refrain extemporirt; man denke sich noch den Verdruß dazu, diesen Refrain nicht aus der Gesellschaft ausstreichen zu können, und man wird gestehen, daß auch der Dummfreche ein wahres Ungeheuer auf den Societäts-Inseln des menschlichen Lebens ist, und daß er zu Zeiten der Athenienser, gleich den unförmigen Kindern, in's Wasser hätte geworfen werden müssen.

4.

Der Mensch und seine Lebensjahre.

Als der ewige Schöpfer seine Schöpfung sah, daß sie wohlgemacht sei, rief er den Menschen und alle Creaturen vor sich, um die Lebensart und die Jahre zu bestimmen, die sie auf Erden zu leben hatten. Der Mensch trat hin vor den Ewigen und dieser sprach in Weisheit und Milde: „Du Mensch, bist der König der Schöpfung, Dir verleihe ich die aufrechte, edle Gestalt. Dir wird die Gabe des Denkens und die Gabe des Sprechens, Dir ist Alles unterthänig, das Gewilde des Feldes, das Geflügel am Himmel, das Gewürm der Erde und Alles, was im Wasser lebt. Du beherrschest jedes lebende Wesen, das Kraut des Feldes und die Früchte des Baumes sind Dein Eigenthum und Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein dreißig!" Da trat der Mensch murrend zur Seite: „Soll ich sein der König der Schöpfung und genießen des Daseins Reiz und Fülle, was nützet mir die kurze Spanne Zeit von dreißig Jahren!?" So murrte der Mensch und betrachtete neidend die andern Thiere, von denen vielen der Ewige ein weit längeres Leben schenkte. Da kam auch der Esel an die Reihe und der Ewige sprach: „Du sollst Plagen und Mühe erdulden, sollst Lasten schleppen und Lasten tragen, erliegen unter den Streichen des Treibers, sollst schwitzen und keuchen und wenig Ruhe Dir

gönnen, magere Kost aus Dornen und Disteln ist Deine Speise und Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein fünfzig!" Da fiel das arme Thier auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer, soll ich so elendes Leben dulden, soll für Schweiß und Streiche Dornen essen und Disteln, und so langes Leben führen? O, nimm mir zwanzig Jahre von meinem Leben!" Und der Mensch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Esel nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Nun kam auch die Reihe an den Hund, und der Ewige sprach: „Du sollst das Haus hüten und auf den Schätzen gefesselt liegen, Du sollst selbst dem Monde nicht trauen und jeden Schatten anbellen, Beine sollst Du nagen und Knochen, und Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein vierzig!" Da fiel der arme Hund auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer! sollen meine Lebensjahre so elend sein, soll ich das Haus und den Schatz nur bewachen, Beine nagen und die Schatten anbellen, o, so verringere meine Leidensjahre um zwanzig!" Und der Mensch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Hund nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Da traf die Reihe endlich den Affen, und der Ewige sprach: „Du sollst bloß aussehen wie ein Mensch, aber Du sollst blöde sein und kindisch, sollst mit gekrümmtem Rücken einhergehen, Du sollst ein

Spiel sein der Kinder, und eine Belustigung der Leute, und Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein sechzig!" Da fiel der arme Affe auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer! soll ich bloß aussehen wie ein Mensch, blöde sein, und ein Spiel der Kinder und Thoren, o, so mindere die Zahl meiner Jahre um dreißig!" Und der Mensch, der Lebensgierige, trat wieder heran und bat um die dreißig Jahre, die der Affe nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte.

Als alle Thiere zogen von dannen nach ihrer Bestimmung, lebte der Mensch wie ein König der Schöpfung seine dreißig Menschenjahre, sorglos in heiterer Jugend. Da nahen die Jahre von dreißig bis fünfzig heran, da muß der Mensch sich mühen und plagen, er muß hereintragen den Bedarf, kärglich Speise genießen, schwere Streiche erdulden, um zusammen zu schleppen sein Bischen Brod. Das sind die Eselsjahre. Und hat er bis fünfzig Jahre etwas gesammelt, dann liegt der Mensch auf seinem Schatze und bewacht das Haus, traut dem Monde nicht, jeder Schatten ist ihm verdächtig, er bellt jeden Nahenden an und gönnt sich kaum ein paar Knochen. Das sind die Hundejahre. Lebt der Mensch über die Siebenzig, so verliert er seine Vernunft, er wird blöde und kindisch, geht mit gekrümmten Rücken, wird ein Spiel der Kinder und Thoren. Das endlich sind die Affenjahre.

5.

Der Zugemüse-Mann.

Es gibt Menschen, die bloß Zugemüse sind, als Zugemüse in Gesellschaften kommen, als Zugemüse an Mittagstafeln paradiren, kurz die bloß als Zugemüse in jeder Gesellschaft zu finden sind. Ein solcher Zugemüsemann gehört weder zu den Kraftbrühen der geistigen Conversation, noch zu der Sauce picante der beliebten Medisance, noch zu dem Confecte der geselligen Scherze, er ist nichts weniger und nichts mehr als — Zugemüse, weder für den Hunger noch für den Durst; allein es ist schon so gebräuchlich, man hat nun einmal Zugemüse, es ist schon so eingeführt und Niemand will das Zugemüse abschaffen, obwohl es nur wenige genießen. Solche Leute sind die unschädlichsten, die unnützlichsten; die ganze Welt liebt sie, Niemand haßt sie; sie stiften nichts Böses, sie stiften nichts Gutes. Es sind Pagoden mit einer ewigen Ja-Bewegung des Kopfes. Sie kommen mir bei Tische vor, wie die Brodkügelchen, die man zwischen den Fingern dreht, ohne irgend etwas dabei zu empfinden, oder wie die Zahnstocher, mit denen man sich gedankenlos die Zähne stört. Ein solcher Zugemüsemann muß aber Alles sein: ein Adreßkalender, ein Intelligenzblatt, ein passe par tout, kurz ein lebendiger Plan der Stadt mit allen ihren Straßen, Gassen, Häusern, Promenaden und Conditoreien. Er

muß wie die bekannte Rarität auf zwölf Seiten aufzumachen sein, und auf jeder Seite muß eine ganze Bibel voll Neuigkeiten abzulesen sein. Ein solcher Zugemüsemann darf eigentlich keine eigene Farbe haben, er nimmt wie ein Chamäleon immer die Farbe des Gegenstandes an, dem er nahe ist; er kann als Roth-, Grün- und Blaukohl paradiren, wie eben die Humorfarbe des Tisches ist. In Gesellschaften nimmt er den eintretenden Damen das Umschlagetuch ab, weiset ihnen einen Sitz an, versichert jeder, es sei eben von ihr die Rede gewesen, streicht einen freundlichen Blick ein und zieht sich auf seinen Posten zurück. Fällt ein Taschentuch zu Boden, stürzt er wie ein Geier darauf los, übergibt es der Dame, erhält ein Lächeln, und zieht sich mit seinem Raube selig zurück. Bei Tische, zwischen zwei Damen, sitzt er steif wie eine Feuermauer, sieht mit einem Auge rechts, mit dem andern links, reicht Wein, Wasser, Essig, Oel, auch Salz, nur kein attisches. Wie Buridans Esel zwischen zwei Bündeln Heu, ißt er selbst nicht einen Bissen und ist bloß Tellerrendant seiner Nachbarinnen. Wenn die Tafel aufgehoben wird, schlägt er die Volte, indem er mit Blitzesschnelle seinen und der Damen Sessel hinter sich bringt, und zugleich wie ein Enterhaken in den Arm seiner Dame und mit ihr von dannen fährt. Beim Spiel ist er Marqueur, Whistmarke und Bostontafel, er verliert und versichert, gewonnen zu haben Nach dem Spiel apportirt er

die Muffe, den Hut und die Mantille, versichert, der Wagen sei eben vorgefahren, führt die Damen an den Wagen, bittet sie noch einmal das Tuch fest umzunehmen, da es sehr kalt sei, empfängt einen blanken Dank, und so macht er den Schlußpunkt der Gesellschaft und zieht sich zurück in seine friedliche Hütte. Ein solcher Zugemüsemann muß Rechnung halten über alle Liebschaften der Stadt. Der Theater-Friseur muß ihn frisiren, damit er alle Heiserkeiten erfährt; mit diplomatischem Scharfblick übersieht er alle gewonnenen und verlorenen Vielliebchen, und was dabei geschenkt wurde; mit geometrischer Genauigkeit gibt er die Größe der Shawls, Ringe und Perlen an, die alle Bräutigame seines Stadtviertels ihren Bräuten schenken. Er hat die persönliche Bekanntschaft gemacht von allen Hampelmännern, welche die Kinder zu Weihnachten geschenkt bekamen; auf zweihundert Schritte erkennt er sympathetisch alle Droschken und Reitpferde; mit Tagesanbruch muß er es schon wissen, wer gestern Abends im Whist einen Schlemm verschenkte, weil er statt Coeurdame Pique acht ausspielte; er muß zu jeder Minute des Tages wissen, wer heute die frischesten Austern und den besten Caviar hat u. s. w. Ein solcher Zugemüsemann scheint oft in mehreren Auflagen zu existiren; geht man unter den Linden, steigt er allda herum; geht man im Thiergarten, sieht man ihn im Thiergarten reiten; ist man in Charlottenburg, fährt er im Cabriolet

in Charlottenburg herum; ist man in Stralow oder Treptow, schwimmt er in einem Nachen auf der Spree heraus. Er ist in einem und demselben Augenblick im Theater, im Concert, in den Vorlesungen, bei der Liedertafel, auf der Börsenhalle und in einigen Abendcirkeln. Er spricht mit Einem, hört auf einen Zweiten, sieht nach einem Dritten, greift nach einem Vierten und steigt zugleich auf einen Fünften los. Solche Allerweltsmenschen und Zugemüsemänner sind übrigens wie Auslegekästen, die des Tages über, mit Neuigkeiten angefüllt, in die Welt hinausgeschoben, und des Nachts hereingezogen werden. Es sind die Buchdruckerspatien in dem Buche der Menschheit, sie bedeuten gar nichts, sind nichts, doch müssen sie da sein zur Deutlichkeit und Leserlichkeit der Andern; sie sind vom Schöpfer so ausgesäet, wie Rübsaamen in den Zwischenraum edler Gewächse, sie füllen den leeren Platz aus, ohne den bessern Pflanzen zu schaden.

6.

Der Gelegenheitsdichter.

Mit den Gelegenheitsdichtern geht es uns wie mit den Aerzten, es gibt fast mehr Aerzte als Kranke, so gibt es auch mehr Dichter als Gelegenheiten. Man betrachte nur einmal bei Gelegenheit eine Gelegenheit, als z. B. ein Jubelfest, eine gewonnene Schlacht, ein Todesmahl, und zähle die Gelegenheitsdichter, die diese eine Gelegenheit besangen! Bei dieser Gelegenheit

wird denn gelegentlich zusammengestohlen, was einem eben gelegen ist, denn: Gelegenheit macht Diebe! Ich habe mir die Mühe, nein die Pein gemacht, seit Jahren alle Wiegen-, Hochzeits-, Geburts-, Kindtaufs-, Namens-, Neujahrs-, silberne und gold'ne Hochzeits-, Krönungs-, Todes- und Todestagsfestgedichte zu sammeln, habe sie alle im Schweiße meines Angesichts und mit zerknirschtem Gemüth noch einmal gelesen, um ungefähr den Umriß heraus zu bekommen, nach dem sie alle gemacht sind. Sie hatten alle eine gewisse Familienähnlichkeit, und ich fand, daß alle ihre Väter einen Katzenbuckel hatten. Ich habe den Generalzuschnitt dieser Dinge gefunden, die Grundrisse und das Urbauholz, und es ist mir ein wahres Vergnügen, meinen Lesern und besonders meinen schönen Leserinnen, den Plan und das Bauholz aller Minuten-Kinder und à propos Geburten mitzutheilen. Man kommt so oft in die betrübte süße Nothwendigkeit, ein Gelegenheitsgedicht machen zu müssen, daß man die Materialien dazu, wie Schmalz und Eier in jeder soliden Wirthschaft finden muß, man wird jetzt so oft ganz unvermuthet Vater, Mutter u. s. w., man wird über Nacht oft hoch- und wohlgeboren, man kriegt so mir nichts dir nichts einen Namen, man wird in einer kurzen Sommernacht so oft aus dem Stegreif gekrönt, daß man zu allen diesen Vater-, Geburts-, Namens- und Krönungstagsfreuden sogleich ein Gedichtlein aus dem Aermel schütteln

muß. Folgende Grundpflöcke und Giebelbalken werden jedem bald den Grundriß lehren, woraus leicht ein Gelegenheits-Gebäude zu machen ist.

Bauholz zu einem Wiegengedicht: Drei Strophen. —

Erste Strophe. Grundpflock: Vaterliebe.
Seitenbretter: Liebe, Flamm', Triebe, Stamm.
Zweite Strophe. Grundpflock: Mutterliebe.
Seitenbretter: Freuden, Lust, Neiden, Brust.
Dritte Strophe. Grundpflock: Enkelfreuden.
Seitenbretter: Henkel, rinnt, Enkel, Kind.

Dieses von der ersten Sorte dieser Gattung, es wird sich dasselbe leicht ein jeder für seine Gelegenheit zurecht hobeln können.

Bauholz zu einem Hochzeitsgedichte. Zu einem solchen Gedichte muß junges, frisches Bauholz genommen werden, da alle Frauen wie grünes Holz, am Hochzeitstage, zugleich weinen und brennen. Zu einem solchen Gedichte sind vier Strophen nöthig.

Erste Strophe. Grundpflock: Aufruhr der Musen.
Seitenbretter: Musen, Reich, Busen, weich,
Leyer, Feier.
Zweite Strophe. Grundpflock: Minnelohn.
Seitenbretter: Cythere, bloß, auf Ehre, Schooß,
Ringe, singe.
Dritte Strophe. Grundpflock: Ehefreuden.
Seitenbretter: Stunden, schlägt, entbunden,
hegt, Segen, Regen.

Vierte Strophe. Grundpflock: Zukunft.
Seitenbretter: Jugend, einst, Tugend, weinst, weise, Greise.

In der ersten Strophe ruft man in seiner Noth Apoll und die Musen an. Dieses Zehnaufgebot ist ein Entrechat zu der Strophen-Quadrille, das übrige wattirt man nach Belieben aus, sollte es zu kurz sein, läßt man etwas größere Buchstaben setzen. Anfang und Ende wird mit Stöcken und Buchhändler-Verzierungen vermehrt, zwischen die Strophen kommen einige Sternchen u. s. w.

Bauholz zu einem Geburtstagsgedicht. Das Maß nimmt der Verfasser an dem Kuchen oder Braten, der zu diesem Feste bereitet wird, da das Gedicht gewöhnlich Arm in Arm mit einem von diesen auf der Tafel erscheint. Drei Strophen reichen gewöhnlich hin.

Erste Strophe. Grundpflock: Geboren werden.
Seitenbretter: Geboren, Welt, erkoren, Held, Sonnenschein, Wonne sein.

Zweite Strophe. Grundpflock: Dasein.
Seitenbretter: Wesen, ist, erlesen, küßt, Beschwerdenzahl, Erdenthal.

Dritte Strophe. Grundpflock: Glückwunsch.
Seitenbretter: Wundert, Art, hundert, zart, Welt und Blut, Geld und Gut.

Diese Gedichte gerathen um so leichter, da der Dichter alles mitfühlt, Geburtsschmerzen und Geburtsfreuden.

Bauholz zu einem Leichengedicht. Vier Strophen.
Erste Strophe. Grundpflock: Nasenstüber für den
Tod.
Seitenbretter: Jahre, roth, wahre, Noth,
Bahre, todt, Eiche, Leiche!
Zweite Strophe. Grundpflock: Trauergeschrei.
Seitenbretter: Hammer, Kerz', Jammer,
Schmerz, Kammer, Herz, Zähren, nähren.
Dritte Strophe. Grundpflock: Todtenlob.
Seitenbretter: Weise, gelind, Kreise, Kind,
leise, blind, Gaben, laben.
Vierte Strophe. Grundpflock: Trost.
Seitenbretter: Fröhlich, fort, selig, dort, allmälig, Ort, Getümmel, Himmel.

Diese Leichengedichte sind den Erben am nützlichsten, sie finden doch Stoff wirklich zu weinen, und ist der Gestorbene nur scheintodt, so überlebt er doch ein solches Gedicht nicht. Das Gedicht wird schwarz eingefaßt und mit einem Stundenglase verziert. Ja, man könnte auch den Verfasser dazu abdrucken, um die Zeit darzustellen, wie sie kurz und lang wird.

Bauholz zu Schmarotzer- und Magengedichten.
Dazu sind Sonnette die beste Form.
Grundpflock: Kriecherei.
Seitenbretter: Alexander
lagern,
hagern

mit einander,
Mäander
Magern
Gagern
Brander!
Helden
melden
Aeonen,
beglücken
entzücken
Millionen!

Ein solches Gedicht einem reichen Mäcen auf die Schulter gepicht, zieht wie ein Vesicativ, d. h. es zieht etwas seiner Säfte, id est Kräfte, id est Vermögen, zu deutsch: „Geld" an sich.

Bauholz zu Theaterfesten und Prologen.

Gar nicht in Strophen, langer Redetalar.

Grundpflock: Kunst ohne Welt, Welt ohne Kunst.

Seitenbretter: Gränze
sticht,
Kränze
flicht,
Bühne
fiel,
Miene
Spiel.

erweiten
Feld,
bedeuten
Welt,
Bretter
Kunst,
Wetter
Dunst,
Versificiren,
sittig,
applaudiren
bitt' ich u. s. w.

Die letzten Zeilen müssen immer eine Bettelei an das Publicum enthalten, um Beifall, um Nachsicht, um Klatschen 2c. Man braucht nur alte abgetragene Prologe ein wenig auszuklopfen und aufzuputzen, dem lieben Zuschauer grade auf den Kopf zuzusagen: er ist hochweise, einsichtsvoll, gelehrt, scharfsinnig, so wird der Dichter herausgerufen.

Bei allen diesen Gedichten ist nicht zu vergessen, daß man der Person, der man eine Artigkeit zudenkt, nur keck ganze Tiegel Schmeichel- und Speichelsaft in's Gesicht werfe, probatum est.

7.

Die männliche Coquette.

Weiber haben Launen, das, glaube ich, hat schon Adam von Eva gesagt und seitdem sagen es alle

Männer; aber haben wir Männer keine Launen? Nur verhalten sich Männerlaunen zu Weiberlaunen wie Sturmwind zum Abendweste, wie Kanonendonner zum Zirpen eines Heimchens, wie Hagelwolken zu einem Mondhof. Allein wir Männer führen die Feder, und so heißt es denn in dem Codex der Schriftsteller: „Weiber haben Launen!" Eben so verhält es sich mit dem Ehrentitel „Coquette!" den wir so verschwenderisch jedem Frauenzimmer, das sich des freien Gebrauchs ihrer Augen bedient, beilegen. Wahrhaftig, wenn Frauen coquettiren, so haben sie doch, wenn auch nur scheinbar, den Vorwand, von der Natur darauf angewiesen zu sein: zu gefallen und gefallen zu wollen, durch Schönheit zu fesseln, durch Anmuth zu regieren und durch Liebenswürdigkeit die Stärke zu ersetzen, durch welche die Männer sie unterjochen mögen. Aber was soll man von Männern denken, die Coquetten sind? Die Zahl solcher männlichen Coquetten ist Legion! Es gibt Coquettenjünglinge, Coquettenmänner und Coquettengreise. Die Tag-Lebensgeschichte einer männlichen Coquette ist höchst merkwürdig und thatenreich! Er-sie steht des Morgens auf, nein noch nicht, gegen neun Uhr schlägt er-sie die Augen auf und ruft: „Johann!" Johann kömmt und muß Bericht erstatten, ob heute draußen Frack-, Oberrock- oder Mantelwetter ist. Nach diesem meteorologischen Morgenunterrichte wird mit Johann über die Kunst des Costüms ein gewichtiges Wort

abgehandelt. Darauf erhebt er=sie sich, windet die Papillotten aus seinen Locken und nun beginnt der erste Elementarunterricht in der Optik aus dem Hilfsbuche eines Handspiegels, den Johann in das Bett reicht. Darauf begibt sich das Pedal auf die Reise, und in halbsitzender Stellung im Bette wird schon für die Kunst gesorgt und gefragt: „Was ist heute für Theater?" Endlich ist er=sie ganz aus den Federn getreten, dem großen Trumeaux=Spiegel die erste Morgenaudienz in Lebensgröße ertheilt und mit einem Lächeln demselben seine Affection angedeutet worden. Das Frühstück und Walter Scott erscheinen, das erste wird zu, das zweite neben sich genommen, und in nachlässiger Halbsituation auf dem Sopha, wird für den unvorhergesehenen Fall eines Ueberfalls, Walter Scott auf dem Tische aufgeschlagen und mit dem seidenen Taschentuche die Ringe geputzt und wieder angehaucht, die Uhr aufgezogen, die Lorgnette in Ordnung gesetzt, die eingebogene Busennadel aufgerichtet, kurz das ganze Munitionscorps für die große Tagesschlacht in Schlagfertigkeit gesetzt. Er=sie erhebt sich noch einmal, sucht die Bonbons, die von gestern Abend noch zerstreut auf dem Tische liegen, zusammen, liest und ordnet die Visitenkarten am Spiegel noch einmal, legt sich Concert= und Redoutenbillette zurecht, wirft in liebenswürdiger Desordre ein buntes Tuch um den Hals, öffnet das Fenster und zeigt sich im reizenden Déshabillé dem Volke, der Nachbarschaft

und dem vis-à-vis. Unter diesen mannigfachen Lasten der kostbaren Morgenstunden ist die eilfte Stunde, welche die Raupe zum Schmetterling machen soll, herangerückt, und unsere männliche Coquette, die bis jetzt als Broschüre herumging, wird bald in Prachteinband erscheinen. Schon legt Johann die geübte Hand an den Lockenbau! Jedes geringelte Haar muß eine Wolfsgrube für ein weibliches Herz, jede Locke eine Schießscharte der Liebesgötter und der ganze sinnige und verschlungene Bau eine Mauer manu propria werden. Wenn endlich dem Gotte der Toilette die Kopfsteuer entrichtet worden ist, geht es an die große Dechiffrir- und Hieroglyphen-Kunst, an das Binden der Halstuchschleife! Tausend kühne Entwürfe kreuzen sich in Johanns Kopfe, und tausendmal verwirft er-sie die Pläne seines Feldherrn! Tausend sinnige Umrisse entwirft Johann und tausendmal verwirft er-sie die kecken Erzeugnisse seines genialen Baumeisters! Eine eigene Schöpfung soll entstehen! Eine neue Kunstepoche soll in der Architektonik der Halstuchschleife heranrücken! Noch liegt es dunkel vor dem Auge seiner innern Anschauung, aber die Kraft siegt und unbewußt aus dem Instincte des Genies bildet sich unter den Händen er-sie's eine Schöpfung groß und unvergleichlich, gleich den hängenden Gärten der Semiramis, gleich den verschlungenen Zügen auf den Pharaonen Egyptens, gleich dem sinnigen Gebäude Salomonis aus den Cedern Libanons! Nun

ehlt noch die Weste; Johann bringt eine, aber immer noch nicht die rechte. Wie Göthe's Zauberbesen sein Wasser, holt Johann immer neue Westen. Vergebens! noch will keine harmonisch zu dem Tuche passen. Nun „steu're nur zu, muthiger Segler! immer nach Westen!“ Endlich ist eine gefunden, ein Lächeln der Seligen schwebt über das Antlitz unserer männlichen Coquette, der Frack wird angezogen, die Ringe angesteckt, in sich selbst verliebt, legt er-sie sich selbst in goldne Ketten, und ein großer Uhrcarneol glänzt wie ein Briefsiegel an dem letzten Westenknopf. Endlich bläst er in die neuen Handschuhe und tritt hinaus in's freie Leben. Doch halt! o ihr Götter! Er eilt zurück — er vergaß — ha! er vergaß Eau de Cologne auf die Frackklappe zu schütten! nun ist auch diese letzte Oelung geschehen und es geht hinaus in die Welt, wo

Schöne Frauen
Sind zu schauen!

Nun mischt er-sie sich in die Reihen der Damen, in der unumstößlichen Ueberzeugung, jeder Blick, der an ihm vorüberstreift, sei eine geheime Botschaft der Liebe. Nicht auf Eine ist es abgesehen, ganze Colonnaden Frauenherzen müssen stürzen. Hier wird coquettirt, doch hingelächelt, herüber gewinkt, hinüber geblinzelt. Hier geht ein Mädchen, husch ist er vor ihr und präsentirt seine Taille; da geht eine Dame, husch ist er ihr zur Seite und spricht mit einem

Freunde ganz laut, in der Gewißheit, seine Stimme, seine Worte müssen sie bezaubern; dort fahren zwei Frauen, husch steht er an der Straße, lüftet wie zufällig den Hut, um sein schönes Haar zu zeigen; drüben sitzt ein Kreis des schönen Geschlechts, husch streicht er durch, zieht sein Taschentuch und ein aromatisches Luftband soll den Zirkel bezaubern. Ein Frauenzimmer sieht sich zufällig um, nun ist es gewiß, er hat eine Eroberung gemacht, und er geht immer hinter ihr drein. Da begegnet ihm ein anderes Mädchen, das eben, wie er sie erblickt, über etwas lächelt. Ja! das ist eine Avance; er dreht nun um und verfolgt diese. Da winkt eine Dritte einer Vierten zu; er nimmt den Wink in Beschlag für sich, und wird ein Trabant dieses neuen Gestirns. So will die männliche Coquette Alles bezaubern, so sieht er=sie überall Huldigung, geheime Neigung und Abenteuer. Abends im Theater ist die männliche Coquette in ewiger Bewegung, stets auf der Lauer, umherspähend wie und wo er=sie wohl verstohlen beobachtet wird, und wie viel weibliche Augen sich an diesen Reizen geheim satt schwelgen. Er=sie schickt seine Lorgnette auf die Entdeckungsreise aus, und diese kehrt immer mit neuen Siegen zurück. Dort scheint aus einer Loge ein Aeuglein auf ihn gerichtet, flugs eilt er=sie hin und stellt sich wie ein Karyatide unter die Loge. Da blitzt etwas unter einem Damenhute vom ersten Range herab; flugs fliegt er auf die entgegengesetzte Seite

hinauf und seine Blicke schwimmen wie Leander durch den Hellespont des Theaterraumes hinüber. Da hebt sich der Blick einer Tänzerin gerade in der Richtung gegen ihn in die Höhe; flugs ist er im Parquet auf der ersten Reihe, und wirft seine Augen wie Enterhaken über das Orchester hinüber. Da hustete ein Mädchen auf der zweiten oder dritten Bank; ha! das war ein Zeichen! Er sieht sich um und manövrirt so lange, bis er die Holde erblickt, auf die er einen solchen Eindruck gemacht hat! So ist die männliche Coquette stets beschäftigt, Eroberungen zu machen, zu liebeln ohne zu lieben, zu coquettiren u. s. w. Solche Exemplare gibt es zu Hunderten in jeder Stadt, und doch heißt es nur: die Frauen sind Coquetten!

8.

Die männliche Schöne.

„Eine Tugend genüget dem Weib, sie ist da, sie erscheint lieblich dem Herzen, dem Auge lieblich erscheine sie stets“

Schiller.

Schönheit ist das Gnadenband der Natur, der Freibrief der Schöpfung, ein passe-par-tout des Lebens. Allein Schönheit ist eben wie ein Empfehlungsschreiben, bloß die Gelegenheitsgeberin der ersten Bekanntschaft; derjenige, der diesen Brief mitbringt, muß dann ihn selbst erst rechtfertigrn, sein Geist, sein Herz, seine Gesinnungen, sein Betragen, kurz

sein ganzes Wesen muß auch schön sein, wenn er dem Empfehlungsschreiben entsprechen soll.

Schönheit allein ist ein Bild ohne Seele, eine Landschaft ohne Licht und Schatten, ein Himmel ohne Sonnen-, Mond- und Sternenlicht; eine Blume ohne Duft; ein Sommer ohne Frucht, ein Meer ohne Salz; ein Wechsel ohne Accept; ein Auge ohne Leben; ein Spiegel ohne Bild; kurz ein gemaltes Feuer.

„Bei des stillen Reizes Mangel
Zieht kein schönes Angesicht,
Denn der Bissen sonder Angel,
Locket wohl, aber fänget nicht.“ —

Bei dem Manne ist Männlichkeit,
Bei den Frauen Weiblichkeit,

jener stille Reiz, der den anziehenden Haken an dem Angel der Schönheit macht. Weiblichkeit ist Lieblichkeit. Man sagt nicht: „Das ist ein lieblicher Mann!“ eben so wenig wie man sagt: „Das ist ein liebliches Schwert!“ aber man sagt: „Das ist ein liebliches Mädchen!“ so gut wie man sagt: „Das ist eine liebliche Blume!“ — Diese Lieblichkeit läßt sich nicht beschreiben, nicht andeuten, nicht malen, eben so wenig als sie sich erringen, erwerben, erhaschen oder erkünsteln läßt. Diese Lieblichkeit ist das Nadelgeld der verschwenderischen Schöpfung an ihre liebsten Töchter Sie ist die unschätzbare Mitgift für ihr ganzes Leben; ihr Brautkleid und Witwengehalt; sie ist die süße herrliche Ausstattung ihres ganzen Daseins.

Lieblich kann das schöne Geschlecht nur dadurch sein daß es unaffectirt weiblich ist. Weiblichkeit im zarten Sinne des zarten Wortes ist der feine Glanz, den eine Person des schönen Geschlechts auf dem Psyche-Flügel ihres Wesens trägt. Er wird nicht begriffen, nicht befaßt, aber er schimmert freundlich und wohlthuend, glänzend und doch einfach uns entgegen. Wo daher dieser Göttergürtel der weiblichen Anmuth in der Toilette einer Schönen fehlt, ist Schönheit nichts, als ein nichts geltendes Formular.

Hier sehen wir Azilia. Sie ist schön, wie eine Juno, ein rosiges Antlitz, durch zwei blitzende Augen beleuchtet, wird von dem Dunkel mächtiger Locken noch mehr gehoben; die Gestalt ist verkörperte Harmonie; sie besitzt dabei Geist und Wissen, aber es fehlt ihr Weiblichkeit! sie ist männlich, thut männlich und ringt nach Männlichkeit; und ihre ganze Schönheit steht da, wie ein prächtiger Göttertempel, in welchem ein fremdes Götzenbild verehrt wird, und wir bedauern blos, daß dieser Tempel so schön ist.

Azilia liebt alles Unweibliche. Sie fährt nicht etwa, nein, sie reitet, sie spielt nicht etwa Clavier, nein, die Violine; sie spricht nicht etwa, nein, sie donnert; wenn sie geht, so schreitet sie aus wie ein Feldwebel; wenn sie sitzt, so wiegt sie sich auf dem Stuhle, wie ein Mann; wenn sie spielt, so schlägt sie mit den Karten heftig auf den Tisch; wenn sie ißt, so ißt sie mit Hast; wenn sie trinkt, so leert sie

das ganze Glas auf einmal; wenn sie disputirt, o fährt sie mit den Händen in die Luft, wie eine Windmühle; im Theater geht sie wie ein Mann von einem Sitz zum andern, stellt sich in den Zwischenacten auf und lorgnettirt umher, urtheilt laut und viel; wenn sie tanzt, so betreibt sie es wie eine Arbeit, stundenlange, die tollsten Tänze, und lacht die Herren aus, daß sie früher ermüden als sie; ist sie in Gesellschaft, so nimmt sie auch eine Prise; in der größten Gesellschaft sitzt sie mit übergeschlagenen Beinen; im Concerte applaudirt s'e laut und anhaltend; wenn sie schreibt, so sind es kecke Züge mit langen, auslaufenden, Strichen; ist eine Execution oder Hinrichtung, sie muß dabei sein, und erzählt dann, wie sie sie bis zum letzten Augenblicke mit ansah; ihre Kleidung ist stets schreiend und von auffallendem Schnitt; sie sticht und schlägt, sie spielt Billard und Pharao, sie spricht wie verteufelt von Krieg und Türkenschädel; kurz Azilia ist — ein schöner Mann!

Ihre Tournüre ist scharf, eckig, ohne Rundung, ohne Grazie; ihre Stimme ist schroff, hart, ohne Milde, ohne zarten Wohlklang; ihr ganzes Wesen ist stark, bestimmt, ausgetrieben und amazonenhaft, ohne Duft, ohne Zartheit, ohne Annehmlichkeit, ohne Reiz. Azilia hat Bewunderer, aber keine Verehrer; tausend Anbeter, aber nicht einen Liebhaber; man sieht sie denken und hört sie fühlen, aber man denkt und fühlt nicht mit, weil sie frevelnd aus ihren Grenzen getreten

und eine Bilderstürmerin der sanften, zarten, weiblichen Natur wurde. Azilia hat viele Courmacher, aber sie wird keinen Mann bekommen, denn es will jedermann eine Mutter, aber nicht noch einen Vater für seine Kinder.

9.

Der Süßling und der Sauertopf.

Wer kennt nicht Herrn Fontmann? und wer ihn kennt, hat der ihn je anders als süß gefunden? Ein ewiges Lächeln zieht sich, wie ein Honigkreis, nichts bedeutend und ausdrucklos um seine Lippen; die Augen sind in einer steten oscillirenden Bewegung, ich möchte es ein Augenzwingen nennen, seine Worte sind immer verzuckert, und sein Mund gleicht einer Conditorei, aus welcher für die ganze Welt blos Süßigkeiten herausgehen. Er trifft uns Morgens auf der Straße, fällt uns um den Hals, küßt uns, ist entzückt, schwört: „Morgenstunde hat Gold im Munde!" Wir nämlich sind das Gold; er erzählt, er habe die Nacht von uns geträumt, das kam aber daher, weil er den vorigen Abend so viel Liebes und Gutes von uns gesprochen u. s. w.; er fragt mit demselben Syrupgesichte: „Wie befindet sich Ihre englische Frau Gemahlin, Ihre himmlische, kleine Louise, Ihr niedlicher Jockey und ihr herrlicher Grauschimmel?" Er findet unsern Leibrock excellent, unsere Halsbinde einzig und unser Aussehen deliciös! Beim Abschied

küßt er uns wieder, lächelt uns noch einmal selig an, und stürzt auf einen andern zu, um ihn zu überzuckern. Wir treffen ihn des Mittags, er ist entzückt, preist die köstliche Luft, die uns ihm zuführt, lächelt selig, schwört, uns schon in einer Ewigkeit nicht gesehen zu haben, drückt uns eifrig die Hand, fragt, wo wir essen, und versichert, obwohl er da und dort ausgebeten ist, so zieht er doch unsere genußreiche Gesellschaft vor und speist mit uns in der Restauration. Des Abends trifft er uns im Theater, preist den Tag selig, grüßt ganz verklärt eine Dame rechts, reicht der andern links, ganz aufgelöst, den Zettel hin u. s. w.

Gegen Vornehm und Gering, gegen Reich und Arm ist ein solcher Süßling dieselbe Honigscheibe; er lächelt, wenn er eine Prise nimmt, er lächelt, wenn er eine anbietet, er lächelt, wenn er ein Compliment macht, er lächelt, wenn man ihm eine Sottise sagt, er lächelt, wenn er einem etwas gewährt; er lächelt, wenn er einem etwas abschlägt; er lächelt, wenn er sich amüsirt; er lächelt, wenn er gähnt; er unterschreibt im nöthigen Falle ein Todesurtheil und lächelt, und gibt dem Bedienten eine Maulschelle und lächelt; ja ich glaube, wenn ihn einst der Engel der Auferstehung erweckt, es ist ein Lächeln, mit dem er ihn begrüßt; wenn man ihn des Nachts mit dem Rufe: „Feuer!“ aufweckt, er fragt: „Feuer?“ und lächelt! Ein Mörder packt ihn bei der Gurgel und

ruft: La bourse ou la vie! er reicht die Börse hin und lächelt. Eine solche ausgewässerte Süßigkeit ist jedem Vernünftigen ein ekelhaftes Ding! es ist die candirte Seelennichtigkeit, eine Mienenverflachung, ein geprägeloses Schaustück nichtssagender Seelen.

Sehen wir hingegen Herrn Holzapfel, den Sauertopf an! Er sieht beständig aus wie ein angelaufenes Doppelfenster in Decembertagen. Man glaubt stets, es zieht ihm Jemand die linken Fußzehen beim rechten Nasenflügel heraus. Immer trübe, immer mit einem Leichenbittergesicht. Wenn er sagt: „Ich freue mich Sie zu sehen!" so klingt es als sagt er: „Scheren Sie sich zum Teufel!" Wenn er uns zu unserer Verlobung Glück wünscht, so meint man, er kündigt uns den Tod eines Freundes an; wenn er einen Lottogewinnst macht, ist er verdrießlich, daß er nicht mehr war; erbt er unvermuthet eine Summe, so jammert er, daß er Miterben hat; wenn es regnet, sieht er aus wie ein Rohr, und wenn schönes Wetter ist, ist er ärgerlich, daß es nicht immer so bleiben wird. Ist seine Frau zärtlich, so nennt er es überlästig, ist sie gleichgiltig, so schilt er sie aus. Bringt ihm der Bediente den Leibrock, so wollte er den Oberrock, und bringt er den Oberrock, so will er den Mantel.

Kurz sein ganzes Wesen ist Essig, und sein Humor die Essigmutter, die stets neue Säuren erzeugt Er ist verdrießlich, daß er nicht froh ist, und

ist froh, daß er verdrießlich ist! Er ärgert sich, wenn ein Anderer lacht, und brummt, wenn Andere trillern. Er ißt, er trinkt, aber stets als ob er damit ein Opfer brächte! er tanzt sogar, aber mit einem Ausdruck der Resignation! Er macht eine Liebeserklärung, mit einer Miene, die sagt: „Das ist doch fatal!" Er küßt die schönsten Lippen mit dem Unmuthe, mit dem ein Anderer Rhabarber trinkt! Kurz, Alles widert ihn an, er findet an nichts Lust, Niemand gefällt ihm, nichts erheitert ihn, er geht durch's Leben, wie eine dunkle Wolke, seine Existenz ist personificirter Sauerteig, jeder Blick ist ein Essigstich, und jedes Wort hat eine stringirende Säure.

Beide, der Süßling und der Sauertopf, gehören zu den Ueberbeinen des geselligen Lebens, wovon das Eine durch ewiges Kitzeln, das Andere durch ewiges Stechen das Leben verkümmert.

10.

Fahrt nach Charlottenburg.

Ich sprang auf von meinem Schreibtische, an dem ich mir die Hand schwer und das Herz leicht geschrieben hatte, schloß mein Pult zu und mein Herz auf den warmen Sonnenstrahlen, die wie Liebesblicke in mein Fenster fielen, flog in meinen Rock hinein und zu meiner Thüre hinaus und war mit einem Sprunge die zwei Treppen hinab und mitten in das Gewühl der Leute gerathen. Ich warf noch einen

Blick hinauf zu der liebenswürdigen Tänzerin mir gegenüber und einen hinab nach meinen Füßen; ob jener Sprung auch nach den Regeln Noverre's ge wesen sein mochte, und ob er meiner Grazie wohl einen Vorsprung in den Augen hinter dem Fensterglase gegeben haben mochte. Jetzt, lieber Leser, hätte ich Gelegenheit, recht viel Empfindsames, Romantisches und wenn auch nicht Neues, doch Neuscheinendes, über ein schönes vis-à-vis und hauptsächlich über die Zauberkraft einer einfachen Glasscheibe zu schreiben! Ja wenn es nur die Schönen aufrichtig gestehen wollten, ob eine Fensterglasscheibe uns auch einen solchen Reiz verleiht, wie ihnen! Wie Blumen unter einem Glassturze uns heller und freundlicher dünken, so blickt ein Frauenzimmergesicht hinter der Fensterscheibe weit lieblicher, in magischer Verschimmerung hervor. Ich habe in der Praxis meiner Abenteuer Mädchenköpfe gesehen, die hinter der Glastafel reizend wie die Wasserlilie aus dem Fluthenspiegel hervorsahen, daß ich selbst mit entzückungsverglasten Augen zu ihnen hinaufsah; allein kaum öffneten sie das Fenster, so schwand mit der optischen Glasur ihr Nimbus und ihr Reiz. Ich bitte aber lieber Leser, den Damen ja nichts von diesem neuentdeckten gläsernen Verschönerungsmittel zu sagen, sonst laufen wir bald Gefahr, das ganze schöne Geschlecht wie Giftbereiter in gläsernen Masken einher gehen zu sehen. Nach diesem kleinen Seitensprunge will ich

meinen Spaziergang fortsetzen. Die Sonne war so, was man nennt, mit dem rechten Fuße aus Thetis Bette gestiegen, und war heiter, wie eine Theaterprincessin nach empfangenem Applaus. Der Wind hatte die ganze Zeit so unartig mit Damenhüten und Schleppen gespielt, hatte ganze Systeme von logischen Federn und Locken über den Haufen geworfen, hatte so manches grade Häubchen auf schiefem Köpfchen außer Fassung gebracht, manches lose Schleifchen auf noch loserem Stirnchen wie ein Wetterhuhn herumgehetzt; so manches ruhige Tüchlein auf unruhigem Herzen vom Vorposten verdrängt, kurz es ging die ganze Zeit über den Spaziergehenden so schlecht oder conträr, daß keine Schöne es wagen durfte, auszulaufen, ohne Gefahr zu laufen, den Mastbaum der Hutfeder geknickt und das Takelwerk des improvisorischen Busens in die Lüfte gestreut zu sehen. Doch heute hatte Vater Boreas seine gassenkehrenden Kinder eingesteckt, und nur ein kleiner West lag auf der Lauer, um sich bei günstiger Gelegenheit auf einen leeren Platz eines Busenflors zu abonniren, und sich in demselben unbefangen zu verfangen. Da aber leider ein Dichter, und wäre er auch so mager wie die Treue einer Choristin, doch kein Westwind ist, so mußte ich auf die Hoffnung, mit einer ähnlichen Gelegenheit nach Charlottenburg zu kommen, verzichten, und machte meine poetischen Füße auf, um mit und im „Spaziergang" zu grüßen

— euch, säuselnde Linden

und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.

Schon bin ich ein Glied in der Menschenkette, die unter den Linden fortwogt und den Thiergarten mit der Stadt verknüpft. Links rollt der Carossen-Phalanx. Das Berliner schöne, liebreizende Geschlecht nickt und strahlt freundlich und herrlich auf dem rollenden Phaeton; rechts ist die reitende Centauren-Welt von dem stolzen, kecken Rossebändiger an, der, ein Apoll, das edle Thier bezwingt, und mehr als tausend Rittmeister, Meister des Rittes ist, bis zu dem hagern, odemlosen Siechling, der seinen Gaul spornt und an Bürgers: „Die Todten reiten schnell,“ erinnert; inmitten aber ist in den grünen, freundlichen Armen der Linden die Infanterie der spazierenden Welt, und hier ist das schöne Geschlecht unter dem starken oft wundersam vertheilt. Neben dem stattlichen Sohne Mars hüpft mit Heuschrecken-Behendigkeit ein Mädchen, dünn wie eine Falsettstimme; ein wohlgenährter Liebling der Justitia bemüht sich, die krummen Wege einer hinkenden Donna in's Grade zu bringen; da schwebt eine leichtfüßige Atalante leichtgeschürzt, neben dem personificirten Podagra; da sieht ein Stumpfnäschen im Gefühle ihres Sieges zu der stolzen Römernase empor; hier wird ein gold'nes Löckchen von einem gewitterschwarzen Schnurrbart überschattet; da umschließt ein Bramarbas-Arm einen weißen, liliensanften, wie die Eisenzange eine

Alabastervase; und dort spielt ein schalkhafter Wind mit einem schlanken, durchsichtigen Herrchen, der wie eine Schwimmblase an der Hand einer Quadratschönen hängt. Alles hat sich eingehäkelt, alles spielt eine vierhändige Sonate auf dem Flügel der Promenade; ja selbst mein Diener Quendel, den meine Leser schon kennen, oder noch kennen lernen werden, mein Morgen-Intelligenzblatt über Wind und Wetter, schritt wie ein neugebackener Amtsmann gravitätisch am Arm einer Küchenmagd an mir vorüber, und lächelte mitleidig über seinen Herrn, der wie eine einzelne, bereits gewinnlos gezogene Lotterienummer, unbemerkt einherging. O du mein guter Quendel, der du mich besser kennst, als irgend jemand, da du meine Hebeamme bist bei der täglichen Wiedergeburt aus dem Schooße schlafseliger Nacht, da du mein erstes Lallen kennst in der Sprache jeglichen Tages; der du die erste Morgenstunde mit mir zubringst, die für Dichter kein and'res Gold im Munde hat, als das Rauschgold der Phantasie und für dich kein anderes als Danziger Goldwasser, du, mein Quendel, der du mich eigentlich zum Manne machst, der du meine Kleider, die doch Leute machen, fleckenlos herstellst von den verführerischen Berührungen des vorigen Tages, du, der du in meinen Kleidern zugleich die darin enthaltenen Manuscripte ausklopfst, du erster Recensent aller meiner Schriften, du stiller Zeuge aller meiner Freuden und Qualen mit den neun

Musen, du frommer Quendel, der du am besten weißt, wo mich der Schuh drückt, wie glücklich bist du an deinem Sonntage! Du hast eine Geliebte, die ihren eigenen Herd hat, die durch Glut und Feuer geläutert ist, sie vertauscht am Sonntage ihren Spieß mit deiner langen Nase und dreht sie dir geschickt, oder ihr lasset beide den Spieß und geht, von Empfindungen überwältigt, hinaus in die Natur zu Einsamkeit, Weißbier und Liebe! Ich aber gehe einsam einher und meine Blicke, die Gastrollen spielen auf fremdem aber classischem Boden, finden nirgends ein sicheres Engagement. So ging ich denn auch heute unter den Linden ohne weiblichen Reim, und die Lindenblüten, die auf mich herabschwirrten, schienen mir höhnisch auf meiner Nase zu tanzen, und das Flüstern in den Zweigen schien mir das Necken der Hamadryaden zu sein. So schlängelte ich mich wie ein Blitz, bald rechts, bald links nach einem Frauenhute zuckend, fand aber leider überall noch einen Männerhut als Blitzableiter angebracht, und so fuhr ich denn blitzschnell gerade zum Thore hinaus, auf welchem die Victoria, schön wie der Sieg, und glänzend wie die Erinnerung an alle Siege, in denen der Preuß' den Preis davon trug, im herrlichen Schimmer dastand. Es kann keinen imposanteren Anblick geben, als wenn die sinkende Sonne das Haupt dieser Göttin vergoldet, und sie in einer Strahlenkrone verklärt dasteht, und durch die

majestätischen Säulen des hohen Thores die rosichte Abendflut hereinleuchtet und sich mischt mit dem Tiefgrün der Bäume, und die Wipfel der Linden sich wiegen und durch das schattige Laub die goldnen Funken herabzittern, und das ganze Portal mit der Siegesgöttin, von Hesperus Illumination wie in Feuer vergoldet, dasteht, und die große, schöne weite Straße, gefaßt in den Armspangen der Bäume, wie ein aufgerolltes freundliches Rosaband fortläuft in die freundliche Abendlandschaft! unzähligemal habe ich dagestanden, und mich nicht satt sehen können an diesem reizenden Schauspiele. Doch heute eilte ich fürbaß, und schon wollte ich durch den Fahrweg schlüpfen, als mir etwas am Boden entgegen schimmerte; es war ein weißer Strickbeutel, der herr- oder vielmehr herrinlos hier am Boden lag, ein Bild gefall'ner Unschuld! Die gefallene Unschuld aufzuheben ist Menschenpflicht, und ich that es; ein niedlicher Beutel, auf dessen weißgehäkeltem Grunde Blumen und Schmetterlinge zu sehen waren, an zwei dito weißen seidenen Schnüren, war mein Fund. Was in demselben enthalten war, blieb mir vor der Hand ein Geheimniß, denn ich sah mich schnell um, ob dem redlichen Finder vielleicht die Belohnung aus schönen Lippen entgegen sehe, allein rechts und links strömte die Masse an mir vorüber, ohne sich zu dem Beutel bekennen zu wollen. Lange stand ich wie das Aushängeschild an einer Modewaarenhandlung da, mit

der Hand vorgestreckt wie ein Meilenzeiger, aber weder eine Sucherin noch eine Versucherin trat zu dem Manne in der Wüste, und so hing ich denn meinen Fund an meinen Rockknopf, und schritt muthig zum Thore hinaus, allwo ich, ein Herkules am Scheidewege, einen großen Kampf bestehen sollte. Rechts nämlich winkte das Laster als eine schöne verführende Kremser-Droschke mir wollüstig zu, und links stand die Tugend in Gestalt eines prunklosen Charlottenburgers, die mich mit ächter, biederer deutscher Breitheit einlud, den beschwerlichen Weg mit ihr nicht zu scheuen. Schon wollte ich mich dem reichen Laster in den Schooß werfen, als es von vier stattlichen Herren in Beschlag genommen wurde, und so blieb mir leider nichts als die wohlfeile und beschwerliche Tugend übrig. Ich machte nun aus der Noth eine Tugend, und schwang mich durch einen viel höhern Schwung, als der unserer Almanach-Gedichte, zu ihrer hohen Sitzsamkeit empor, von deren rauhen Erhabenheit ich früher keinen Begriff hatte. Ich war der Erste, und mindestens noch neun mußten die Höhe, auf der ich throute, erklettern, sollte sich die strenge Tugend in Bewegung setzen. Wie man mit einer gefangenen Krähe die andern fängt, so gebrauchte mich der Mentor der Tugend, vulgo Kutscher, zur Leimruthe; unaufhörlich schrie er: Einen Herrn habe ich schon! kommen Sie, meine Herren und Damens! einer sitzt schon! Unbeweglich,

wie ein Marmorgenius am Grabe, saß ich da in stiller Ergebenheit, ein Bild der Resignation! Einige Probeblätter von einem eben nicht Velin-Publicum sammelten sich um mich herum, und verschiedene gelehrte Bemerkungen über die Farbenlehre, mit deutlichen Anspielungen auf den Schimmel und den Rappen vor mir, klangen zu meinen Ohren. Wie Marius auf den Ruinen Carthago's saß ich stumm und leidend da. Nach und nach kamen mehrere niedergeschlagene Colonisten, die Tugend zu bevölkern, und meine Einsamkeit zu theilen. Nr. 1 war zu meiner Freude ein weibliches Wesen, das nicht mehr jung genug war, um den Katechismus der Liebe nicht zu kennen, und noch nicht alt genug, um ihn schon vergessen zu haben; ihr Mund sprach für eine Frau zu wenig, und ihr Auge für ein Mädchen zu viel; doch schien ihr Zünglein spitziger als ihr Stumpfnäschen zu sein. Ich hatte ihr meine Hand gereicht, als sie mühesam herauftrachtete, und obschon von neuem eine stattliche Frau auch heransegelte, dachte ich doch, besser einen Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache, zog meinen unbekannten Sperling an den Sitz mir zur Seite nieder, legte ihr meine überstandene Einsamkeit und mit dieser quasi mich selbst an's Herz, und meine Hand, wie in Gedanken auf die ihre. Indessen war in Nr. 2 besagte Taube, die bei näherer Besichtigung als Rabe befunden wurde, mit ihrem großen Krempenhut herangerückt,

und hatte sich mit einer Kräftigkeit heraufgeschleudert, daß die Tugend schwer aufseufzte. Sie machte Anstalt, sich an meiner Seite anzusiedeln, ich machte ihr, mit Versicherung des Bedauerns, die Unmöglichkeit dieser Ansiedelung klar, und sie ließ sich wie ein Fallschirm auf dem Vordersitze nieder, den Kutscher mit den weithin schattenden Krempen ihres Strohhutes in angenehme Dämmerung setzend.

Nicht lange währte es, so kam eine große, düstere Figur herangeschritten, „wie Fingals Geist über den Wassern“ und behauptete den Platz neben dem Raben, der indeß ein freundschaftliches Gekrächze mit unserm Rossebändiger begonnen hatte. Der Hut des Neuangekommenen schillerte und glänzte mit tausend Tinten, Figuren und Hieroglyphen schwammen im zitternden Abendlichte herab; unheimlich wurde mir zu Muthe, doch faßte ich mich, besah den Hut näher, und fand, daß er glänzend lackirt war, auf einer Seite den „großen Vogel Casuar“ und auf der andern den „wahrhaften Ameisen-Bär“ abgebildet und mit großen Lettern unterschrieben hatte. Es war ein mit fremden Thieren herumziehender Mann, der jetzt sein Bestientheater in Charlottenburg hatte, und der nun als lebendiger Theaterzettel umherzog, um die Leute zu locken. Während ich dieses erfuhr, kam noch eine Schöne mit schneidermamsellhaftiger Eile heran, und ehe ich mich's versah, saß sie wie ein Klecks an meiner andern Seite und ich befand mich

wie eine arme Sardelle zwischen zwei Butterschnitten, in der Mitte zweier Heldinnen, deren Schuld es nicht war, daß sie nicht ein Jahrtausend früher geboren wurden, um das Capitol zu retten. Auch die Rücksitze hatten sich nach und nach mit Inhabern gefüllt; der Kutscher stand auf, zählte mit dem Peitschenhieb unsere Köpfe, so ungefähr wie man Schafe abzählt, und als er sein Collegium voll sah, machte er Anstalt, unser trojanisches Roß in Bewegung zu setzen, und wir geriethen nach und nach in jenen Grad von Fahrenheit, der an Null grenzt. Ich habe nie eine bedächtigere Schachpartie spielen sehen, als unsere Fahrt; das weiße und das schwarze Roß besannen sich eine gute Weile, ehe sie einen Zug thaten und bis wir auf ein anderes Feld zogen, dauerte es eine halbe Stunde. Aber das Reisen ist nun einmal köstlich! Die Herzen erschließen sich und die Gemüther rinnen so zu sagen aneinander, und besonders auf solchem Charlottenburger, da quillt bei jedem Stoße die Empfindung ordentlich bei den Rippen heraus und die Seelen beuteln sich durcheinander. Auch das Gemüth meiner Nachbarinnen fing an, wie der Magen zu verdauen und ich wurde unwillkürlich durch Nase und Ohr ihr Digestions-Repositorium. „Ach," sagte die rechts, und sah mich mit den Augen an, wie eine Gans beim Wetterleuchten, „ach, wie pythagoräisch ist die Natur!" „O," lächelte die Scheerenhandhabende, und das Gefühl, acht Groschen

in die Leihbibliothek zu zahlen, verherrlichte ihr Wesen; „Sie wollen sagen, wie polygamisch ist die Natur!" Eine edle Röthe flog wie Zinnober über das Antlitz der andern und sie erwiederte triumphirend: „Das ist ja alles eins, pythagoräisch oder polygamisch, das sind ja Synagogen!" „Synagogen!" sagte die Nadelheldin und streckte mir die ausgespreizte Hand unter das Gesicht, so daß ich Gefahr lief, ihre Finger wie Nadelhölzer in meiner Nase zu sehen, „Synagogen!" „Sie wollen wieder sagen Somnambulen!" „Was sagen Sie, mein Herr? sind Sie nicht auch bei Herrn Fernbach junior pränumerirt?" Ich versicherte mit einer Bescheidenheit, von der ich selbst nicht weiß, wie sie zu mir kam: „Ich bin zwar weit entfernt, viel zu lesen, aber ich glaube, Sie haben beide Recht, indem man die Natur zwar eher polygamisch als pythagoräisch heißen kann, dafür ziehe ich die Somnambulen den Synagogen vor." Von beiden Seiten fühlte ich einen dankbaren Händedruck, auf der einen Seite mit einer Bügeleisenwärme und auf der andern mit einer epigrammatischen Pointe und einer Pause, die einen Commentar von wenigstens einer Schäferstunde zuließ. Während dem ich hier linguistische Analecten handhabte, hatte die vorsitzende Rabendame eine lebhafte Bekanntschaft mit dem großen Vogel Casuar gemacht, der seine Klauen nach ihr ausstreckte, indessen der Ameisenbär auf der Rückseite des Huts hohnlächelnd auf mich herabzusehen

schien. Hinter uns hatte sich eine Debatte über das Wasserbesprengen der Chaussee entsponnen, und ein genialer Maurergeselle meinte: es wäre doch Schade, da man sonst doch wenigstens Staub umsonst fressen konnte, wenn man nach Charlottenburg fuhr. So war das Gespräch auf dem Wagen in einem viel lebhaftern Zuge, als der Wagen selbst, und wie auf einem großem Congreß suchte jeder sein eigenes Beste zu sichern, als die Tugend einen schwachen Augenblick bekam und — fiel! wie es zuging, wußten wir nicht, plötzlich flogen wir nieder und durcheinander. Der Vogel Casuar und der Rabe lagen in einer tragischen Verwicklung, und die Episoden ihres weiblichen Auxiliarbusens zerfielen in ihren Bestandtheilen, mich selbst hatte die Chemisetten nähende Nymphe somnambulisch umfaßt, und die andere lag schwer wie eine Synagoge auf meinem rechten Arm. Ich raffte mich auf, verfluchte den Einfall, auf der Tugend spazieren fahren zu wollen, und die Vorsehung, die so oft Menschen aus dem Staube erhöht, schickte mir einen raschen Wagen, der von Charlottenburg nach Berlin fuhr. Zwei Damen saßen in demselben, die den Gefallenen aufnahmen und ihn von der Irrfahrt zurück brachten. Ich erzählte mein Abenteuer und entlockte den Rosenlippen der rettenden Engelinnen ein holdseliges Lächeln, als plötzlich die eine laut aufschrie und nach meiner Brust zeigte, ich folgte erschrocken ihrem Finger und da sah ich meinen ge-

fundenen Strickbeutel wie einen Ordenstern hängen. Es war der Strickbeutel der Jüngern, den sie beim Herausfahren verloren. Ich knüpfte ihn von meinem Rocke los, kniete in den Wagen toll-lustig nieder und sprach:

„Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint.“

„Und so vereint nehmen Sie beide auf an Ihre liebende Brust; denn wie diese weiße und reine Schnur, so will ich Sie als reine Schnur in meines Vaters Haus bringen, und wie dieser Beutel von Ihnen gestrickt ist, ist mein Herz von Ihnen bestrickt, und da ich auf jenem Wagen ganz durchgebeutelt worden bin, so nehmen Sie mich als Strickbeutel auf in der Verstrickmaschine Ihres Herzens, sonst wird diese seidene Schnur mein Strick!“ So declamirte ich, als wir durch das Brandenburger Thor fuhren. Die Victoria goß Sieg in meine Worte. Sie drückte leise mir die Hand, und dieser Druck verhielt sich zu jenem der Nadelheldin, wie der Kuß des Zephyrs zu dem Drucke der Serviettenpresse. Wir fuhren die Linden hinab, in die Charlottenstraße; der Wagen hielt still. Der redliche Finder wurde verabschiedet, durfte den andern Tag wieder kommen, und kommt nun alle Tage und segnet die Stunde, in welcher ein Wurf vom Wagen ihm den großen Wurf der Liebe beschied.

Lieber Leser, gehest Du die Charlottenstraße entlang, so siehst Du ein Haus, das steht zwischen zwei andern Häusern, und die Fenster sind, wenn die Sonne nicht scheint, offen; über dem Erdgeschoße steht gleich der erste Stock; über der Thüre steht die Nummer, um eines weniger als die vor ihr, und um eines mehr, als die nach ihr; siehst Du dieses Haus, schau hinauf, denn dies Haus ist das Haus, in welchem sie wohnt.

11.

Der Mann von Grundsätzen.

Medor ist ein Mann von Grundsätzen! Alles was er thut, thut er aus einem Grundsatz; alles was er unterläßt, unterläßt er aus einem Grundsatz; er lebt blos aus Grundsatz, und wenn er stirbt, so stirbt er gewiß auch nur aus Grundsatz.

Ein armer Mann bettelt ihn auf der Straße an, er gibt ihm nichts, denn er hat den Grundsatz, nie auf der Straße etwas zu schenken. Ein kleines halbnacktes Kind läuft ihm in Frost und Kälte hilfeflehend nach; allein er hat den Grundsatz, man verdirbt die Kinder dadurch, und er schenkt ihm keinen Kreuzer.

Man kömmt zu ihm mit einer Collecte, allein er hat den Grundsatz, nie zu einer Collecte etwas beizusteuern.

Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend und Sonntag kommen die Nothdürftigsten an seine Thüre, allein er hat den Grundsatz, blos Montag Geld auszutheilen.

Ein Schauspieler hat ein Benefiz, und kömmt, ihn devotest einzuladen, allein er hat den Grundsatz, nie in ein Benefiz zu gehen.

Ein junger Künstler läßt eine Subscription zu einem herauskommenden Werke circuliren, allein er hat den Grundsatz, nie voraus zu subscribiren, sondern die Sache erst zu sehen.

Zu Weihnachten und Neujahr warten seine Domestiken vergebens auf ein Geschenk, denn er hat den Grundsatz, seine Bedienten zu bezahlen, aber nicht zu beschenken.

Ein intimer Freund bittet ihn dringend um ein kleines Darlehen, allein er hat den Grundsatz, unter gar keiner Bedingung Jemandem etwas zu leihen.

Jemand will ein Buch von ihm geborgt, allein er hat den Grundsatz: ein Pferd, eine Pfeife, ein Buch und eine Frau soll man nicht ausborgen.

Seine Schwester möchte gerne ein Paar Gäste bitten, allein er hat den Grundsatz: ich gehe überall hin, allein zu mir soll Niemand kommen.

Er soll für einen Biedermann gutstehen, allein er hat den Grundsatz: wer für einen Andern steht, der muß am Ende für ihn sitzen.

Er soll einem armen Manne bei seinem Kinde

zu Pathen stehen, allein er hat den Grundsatz: Es sei ihm einmal ein solches Kind gestorben, und er stehe nimmermehr zu Pathe.

Ein treuer Jugendfreund bittet ihn um Rath bei seiner Heirat, allein er hat den Grundsatz: „Zum Hängen und zum Freien soll Niemand Rath verleihen."

Ein früherer Schulkamerad bittet ihn, bei einer Ehrensache sein Secundant zu sein, allein er hat den Grundsatz: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht."

Seine Hauseinwohner bitten um Verringerung der Miethe, allein er hat den Grundsatz: der Mensch muß immer höher hinauf.

In Caffeehäusern steckt er die kleinen Ueberreste des Zuckers in die Tasche, denn er hat den Grundsatz: „Wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht werth."

Stellt sich hingegen irgend ein Großer an die Spitze eines wohlthätigen Vereins, so schließt er sich aus, denn er hat den Grundsatz: „Mit Großen ist nicht gut Kirschen essen.

Kurz, Medor ist ein eingebildeter Geck, ein hartherziger Thor, ein fader Patron, ein geiziger Mann, ein hartherziger Gebieter, ein tyrannischer Ehemann, ein finsterer Vater, aber alles aus Grundsätzen. Wenn einst Alles zu Gericht aufsteht, so bleibt er gewiß liegen: denn er hat den Grundsatz: Man muß sich nicht über seine Lage erheben! — Gott bewahre jede ehrliche Seele vor allen Menschen von Grundsätzen! —

12.

Weltliche Betrachtungen eines Maikäfers, halb gebrummt, halb gesummt.

Wie schön ist es, daß der Monat Mai ganz eigens für uns Käfer erschaffen worden ist! Wir haben nur einen Monat, aber er ist der Mai!

Die Menschen leben freilich viel länger, aber mein Gott, die armen Thiere! vom Mai bis September werden sie gebraten von der Hitze, vom September bis zum Mai leiden sie Frost und Kälte und den Monat Mai selbst kriechen sie so in der Natur herum wie halb ausgeschlafen, reiben sich die Augen, um zu sehen, ob die Blätter grün werden, und bis sie sich die Augen ausgerieben haben, sind die Blätter schon wieder gelb! Ach, die Menschen sind doch recht —summ—summ—summ—summ—summ. —

O was ist das für ein schöner Baum mit Blüthen! Welch' eine Freude, so um den Baum herum flattern zu können und sich in dem Athem der Blüthen zu baden, und so ordentlich herumzuplätschern in dem unsichtbaren Duftthaue; und sich zu necken mit den jungen grünen Blättlein und sie immer neckisch anzutupfen und an ihnen zu nippen! Da unten aber unter dem Baume kriecht wieder so ein Mensch herum, der eben herauskömmt, weil in seinem Kalender steht: es ist Mai! Der arme Narr! Er hat nicht einmal sechs Füße, wie unser Eins, sondern nur Zwei; einen um einen Kratzfuß zu machen, und

den andern um seinen Nebenmenschen in den Staub zu treten; auch hat er nur zwei Hände, eine um dem Nachbar die Ehre abzuschneiden, und eine um in der Tasche eine Faust zu machen; auch zwei Augen hat er nur, eines um scheel drein zu sehen, wenn Jemand einen ganzen Rock an hat, und eines um es auf verbotenes Gelüst zu werfen; aber weil der Mensch nur eine Nase hat, und auch von der nicht weiß, wozu er sie hat, so glaubt er, er habe sie um die Blüthenbäume abzuriechen und darum führt er sich selbst bei der Nase hinaus in die Natur, stellt sich unter einen blühenden Baum, steckt die Nase in die Höhe und ruft aus: „Ein superber Geruch!" Damit glaubt er unserm lieben Hergott eine Schmeichelei gesagt zu haben; dann setzt er noch hinzu: „Die verdammten Maikäfer!" Wir Maikäfer aber, die wir nicht um die blühende Natur herumkriechen, wie die Katze um den heißen Brei, und ihr nicht wie die Menschen blos den Pantoffelabsatz küssen, sondern die wir so recht in das Blättergewühl, in den Blüthenflammen uns einnisten und einbetten und wollüstig in den reifen Saamenkörnern drinnen herumwühlen, wir sehen mitleidig auf die Menschen herab, und denken: ach, die Menschen sind doch recht — summ — summ — summ — summ — summ. —

Da ist wieder ein so herrlicher Apfelbaum! Jeder Zweig sieht mit seinen dichten Blüthen aus, wie die rothen Kinderwänglein, und die runde Krone des

Baumes, wie ein gestricktes weiß- und rothwollenes Schlafkäppchen; da husch' ich hinein und schlüpfe durch die weichbefiederten Zweiglein, und siehe! in dem Schatten des Baumes lagert ein verliebtes Menschenpaar! „O!" sagt er. „Ach!" sagt sie. „O!" sagt er wieder, „die Krebse und das Leben sind doch am allerbesten im Mai!" — „Ach!" — sagt sie, „und die Liebe auch und die Butter." „O!" sagt er wieder, „wenn nur die Ameisen nicht so unausstehlich wären!" — „Ach!" sagt sie, „und wenn nur die Maikäfer nicht so widerlich summen thäten!"

Der Maikäfer aber summt und summt und denkt sich: Die Butter und die Krebse sind freilich im Mai am besten, aber das Leben und die Liebe sie sind immer gleich herrlich, gleich beseligend, gleich göttlich vom himmlischen Vater uns verliehen, laßt nur in eurem Herzen Mai sein, laßt nur in eurem Gemüthe Frühling sein, vernichtet nur in eurem Innern nicht die Pfirsichblüthe der rosigen Hoffnung und die Lindenblüthe des Glaubens und die duftende Acazienblüthe der Menschlichkeit, und das Leben und die Liebe werden euch ewig neu, ewig frisch, ewig duftend ihre Gaben schenken, wenn auch Krebse und Butter zurückgegangen und zerschmolzen sind! Aber die Menschen ziehen ihre Herzen auf nach den Jahreszeiten, wie sie ihre Uhren nach der Sonne richten, und sie glauben, just, wenn der Zeiger des Jahres auf Frühling deutet, ist es Zeit, sich zu Tische zu

setzen und Leben und Liebe zu speisen; o was sind die Menschen — summ — summ — summ — summ.

Was ist das wieder für eine schöne Fliederlaube! da baue ich Käfer mich ordentlich ein und summe in den Fächern herum, wie eine junge, geschäftige Hausfrau im häuslichen Kreise! Unter der Fliederlaube aber sehe ich einen Dichter sitzen; einen Dichter, der den Frühling besingen will! Die Frühlingsdichter, ach, das sind auch so eine Art Maikäfer! O du armer Maikäfer da unten! Was plagst du dich? Wer wird im Arme des Frühlings den Frühling besingen? Wer wird im Arme der Geliebten die Geliebte besingen?

Nur die Sehnsucht singt, nur das Vermissen wird zum Liede; der Besitz aber schweigt, und das Glück ist still!

O du armer, armer Maikäfer, der du da unten die Natur und den Mai und den Frühling abbrockest für einen Almanach oder für eine Zeitung oder für eine Toilette, die Leute haben das ja schon tausendmal mit Löffeln gegessen! Die „Luft" mit dem „Duft," die „Blüthe" mit dem „Gemüthe," die „Rose" mit dem „Moose," die „Liebe" mit dem „Getriebe," aber ach, Alles haben die Menschen schon tausendmal zu sich genommen und nehmen's doch wieder zu sich; ach, wie sind die Menschen — summ — summ — summ — summ — summ.

Da glänzt wieder ein hoher Baum, ein farben-

reicher! Da flattere ich hin! Doch wie? Da ist keine Blüthe? — Da wird keine Frucht? — Da duftet es nicht? — Die Farben sind nicht der süße Schmelz der Künstlerin Natur? Es ist ein Freiheitsbaum! — Er wurzelt nicht in der Erde wie die andern lieben natürlichen Bäume, die unser Aller Herr und Vater in seinem großen Garten gepflanzt hat! Er wirft keinen kühlenden Schatten, sondern blos eine schwarzfinstere Stelle hinter sich! Er trägt keine wohlschmeckende Früchte, die den Gaumen laben und den Menschen erfrischen! Er ist blos eingegraben ohne Wurzelranken und Fasern im tiefen Erdreich; die Farben, die auf ihm spielen, sind nicht Blüthenglut und nicht Sonnenkuß und nicht Himmelsfärbung; sondern eine Mischung von Geiferschaum und blauem Dunst und Blutsucht; die Früchte die er trägt, sind Zankäpfel und Tollkirschen! O da bleiben wir Maikäfer weit davon! Doch auch unter diesem Baume tanzen ein Paar Menschen, die ihn für den Baum der Erkenntniß halten! Menschen, die sonst gar auf keinen grünen Zweig kommen können, versuchen es bei diesem Baume; Menschen, bei welchen nichts mehr fruchtet, harren auf diese Früchte; und Menschen, die gar keine Farbe haben, besingen die drei Farben! Ach, was sind die Menschen — summ — summ — summ — summ — summ.

— — Ach! Ach! welch' ein herrlicher Baum blickt mir dort entgegen! Er ist so ganz schillernd

und flimmernd, so ganz maikäferlich! Da muß ich hin! Da bin ich: allein die Blüthen sind starr, die Zweige versteinert, die Früchte aus Erz! Es ist ein Stammbaum! O du lieber Himmel, da ist mir Maikäfer noch ein solider Zwetschkenbaum lieber als so ein goldener Stammbaum! aber unter dem Stammbaume liegen Menschen und sehen nur zu den Zweigen dieses Stammbaumes hinauf, die so dicht sind, daß sie den Himmel nicht durchsehen; und sie klammern sich an den Stamm dieses Baumes an; sie betrachten alle lieben andern Bäume in der gesegneten Gottesschöpfung rings herum und wären es auch die wohlschmeckendsten Borsdorferäpfel und die wohlriechendsten Muskatellerbirnen als unedles Gewächs, als Auswüchse der lieben Natur, so gleichsam als hätte unser Herr Gott die Menschen auch eingetheilt in Ziergärten für die hohen Stammbäume und in Küchengärten für die übrigen Menschen, die nur so als Petersilie und Schnittlauch dastehen, damit man sie in die Suppe großer Herren einbrocke! Ach! was sind doch die Menschen — summ — summ — summ — summ — summ.

Dort steht ein dunkelschattiger, einfacher, gewissermaßen kühlaussehender Baum! Es zieht mich hin. Da bin ich. Es ist ein Cypressenbaum, und hier unten liegt ein Mensch begraben. Dieß ist der letzte Baum des Menschen! Der Tod geht auf den Baumschlag aus, und fällt hohe Cedern und niedrige Zwergbäumchen! Der Stammbaum und der Freiheitsbaum

enden im Cypressenbaum; das ganze Leben war nur ein Purzelbaum und man steht an dem Schlagbaum, der von diesem Leben zum andern führt. Ein langer, schwarzer Schatten ist es, den dieser Schlagbaum auf diese Seite wirft, aber jenseits ist Licht; und dennoch, in dieser allgemeinen Finsterniß glaubt ein Mensch mehr Licht zu haben als der Andere! Wer Oel brennt, verdammt den, welcher Unschlitt brennt. Wer Wachs brennt, verdammt den, der Gas brennt. Die schwarze Schüssel heißt den schwarzen Topf Mohrengesicht und der schwarze Topf heißt den schwarzen Kessel Zigeuner! Ach was sind die Menschen — summ — summ — summ — summ — summ.

O ihr lieben Menschen, seid doch Maikäfer! Betrachtet doch das Leben als einen Maikäfer! Seht nur an, wie gut unser Herr Gott ist, wie lieb euch die Schöpfung hat, wie freundlich und wie reich die Natur für euch ist; wie sich die ganze Wesenheit euch entgegendrängt; wie das Leben aus jedem Winkel geschäftig heraustreibt, seht das Alles an und gebt euch die Hände und tanzt verschlungen herum um den Maibaum des Lebens, und singt, und wenn ihr nicht singen könnet, nun in Gottesnamen, so summt! gesummt ist auch gesprochen, denn wir Käfer, wir können nicht singen und nicht sprechen, aber Gott weiß doch was wir meinen, wenn wir so lobpreisend durch seine Welt hinflattern und sein Lob anstimmen in: summ — summ — summ — summ — summ!

Lyrisches.

An die Leser.

Nicht eitle Ruhmsucht hat mich angezogen,
Euch darzuthun, was Phöbus mir gereicht,
Des Herzens Drang hat innig mich bewogen,
Die Lust, die gerne sich in Tönen zeigt.
Der Lieder Gott ist doppelt dem gewogen,
Der sein Gefühl der Menge nicht verschweigt,
Der, was in Weihestunden er ersonnen,
Voll süßer Scham bringt an das Licht der Sonnen.

Nur was in früher Jugend ich gerungen,
Wand sich von selbst aus übervoller Brust.
Tief im Gemüth ist jedes Wort bedungen,
Des Dichtens Kunst bin ich mir kaum bewußt;
Ist Zartes, Schönes manchmal mir gelungen,
So war's des Augenblickes frohbewegte Lust:
Und war's zu Scherz und Spiel, zu Thränen, Klagen,
Es war gefühlt, ich habe nichts zu wagen.

Wie Traumgestalten, die vorüber schiffen
Man Freunden und Bekannten gern erzählt,
Hab' ich mit Lust die Träume aufgegriffen
Die früher mich entzücket und gequält;
Und wie sie wechselnd mein Gemüth ergriffen,
Hat es mein Saitenspiel Euch nicht verhehlt;
Denn all' mein Lieben, Bangen, Zagen, Hoffen,
Hat im Gesang nur Freud' und Trost getroffen.

Und sollt' ich nicht im Liede es verkünden,
Was mit Gewalt das Herz erfüllt und bricht?

Mit allem Erdenglück mich abzufinden,
Gab mir Apoll bloß Leier und Gedicht:
So gönnt das bißchen Musik doch dem Blinden,
Es ist ihm ja der Augen gold'nes Licht;
Und ob sein Spiel nicht immer euch ergötze,
So denkt: es ist das Letzte seiner Schätze.

So sei's in Gottes Namen hingegangen!
Ihr Lieder tretet in die Welt hinaus!
Wie man gegeben wird, wird man empfangen,
Bescheid'nem gibt Bescheidenes Applaus;
Nach Allem können Alle nicht verlangen,
Doch findet Jeder Etwas leicht heraus,
Der will dies Bildchen, der das Andre loben,
Und jedes ist zuletzt gut aufgehoben.

Mein Frühgebet.

Heraus, heraus, es tagt, es tagt!
Das Herz ist voll, der Mund versagt,
Im Opferbrand steht Busch und Strauch,
Aus Rosenkelch dampft Weihe-Rauch,
Des Waldes Chor steigt himmelan,
Ich, Ew'ger! bet' dich schweigend an.

Das Lilienkind im Meßgewand
Hat fromm sein Haupt zu Dir gewandt
Das kleinste Gräschen auf der Au,
Das segnest Du mit Labethau;
So sende, Gott! auch Deine Gnad'
Auf Deines Dieners Pilgerpfad.

Und ist ein Wesen noch so klein,
Du schließt's in Deine Liebe ein,
Der Wüste Sand, des Berges Kahl
Erquicket doch Dein Sonnenstrahl,
D'rum spende Trost und Seelenheil,
O Gott! auch meinem Erdentheil.

Nimm gütig auf mein Morgenlied,
Du Herr! Du kennest mein Gemüth,
Durch Deine Hilf' hab' ich's bewahrt
Von Jugend auf so rein und zart,
Daß ich als Mann noch blieb ein Kind,
Trotz Erdenlust, trotz Erdensünd'.

Du gabst mir Muth und frohen Sinn,
Voll Lust zu geh'n durch's Leben hin,
Du hast bewahret mich vor Wahn,
Des Schönen Quell mir aufgethan,
Und mir geöffnet früh das Ohr
Für Blumensprach' und Sternenchor:

Daß jedes Blümchen, jedes Blatt
Ganz eig'ne Worte für mich hat,
Daß was in Farben zu mir spricht,
In Tönen ausmalt mein Gedicht;
Dies Glück, o Gott! ist Dein Geschenk,
Sei ferner auch mein eingedenk.

Gib ferner mir nur frohen Muth,
Gesundheit, Scherz und leichtes Blut,
Laß' ferner mich nach Gold und Zier
Nicht hegen eitle Sinnengier,
Vor Allem, ach! bewahr' den Leib
Vor ird'scher Lust und Zeitvertreib.

Verachten lehr' mich, großer Gott!
Der Reichen und der Thoren Spott;
Mein Saitenspiel, das nie mir log,
Halt' künftig auch mir werth und hoch,
Daß ich's zu Lob und Conterfei
Für schnöden Lohn nicht selbst entweih'.

Laß' lieben mich die theu're Braut,
Die noch kein Schwur mir angetraut,
Daß ich vor Deinem Hochaltar
Getheilt nicht bring' mein Herz ihr dar,
Und rufe mich, so Dir's gefällt,
Mit ihr zugleich von dieser Welt.

Doch meinst Du's anders mit dem Knecht
Was, Herr! Du willst, das ist mir recht,
Bewahre nur im größten Schmerz
Vor Schuldbewußtsein mir das Herz,
Und wenn einst Alles mir gebricht,
Versag' mir, Herr! die Thräne nicht.

Der Morgen.

Die Nacht entfliegt,
Aurora siegt,
Die Morgenfackel leuchtet.
Vom Perlenthau
Ist Flur und Au
Im Demantglanz befeuchtet.

Das All erglüht,
Der Nebel zieht,
Es dampfen Berg und Thale:
Der Purpurschaum
Am Wolkensaum
Zerfließt im Aetherstrahle.

Der Duft entwallt
Dem Blüthenwald,
Wird Ambra in den Lüften;
Es regt und bebt
Sich neubelebt
Auf Feld und Flur und Triften.

Es netzt der Aar
Das Flügelpaar
Im farbigen Gewölke;
Die Meise schwirrt,
Die Biene irrt
Vom Hyazinth zur Nelke.

Ein Käferheer
Durchschifft das Meer
Der thauigen Gebüsche.
Dem Nest entfleugt
Die Lerch', und steigt
Lautschmetternd in die Frische.

Der Morgengruß,
Der Horenkuß,
Durchzückt den Minnesinger;
Der Geist erwacht
Die Freude lacht,
Der Busen athmet ringer.

Es treibt die Brust,
In süßer Lust
Das Weltall zu umfangen;
Am ganzen Rund
Mit Liebemund,
Mit Liebekuß zu hangen.

O! laß, Natur!
Auf deiner Spur
Mich frommen Pilger wallen:
Was deine Kraft
So kunstvoll schafft,
Sei heilig mir vor allen.

In deinen Dom
Will ich den Strom
Der Dankgebete gießen;
An deiner Hand
Das Schattenland
Mit Heiterkeit begrüßen.

Der Abend.

Der Tag sich neigt,
Die Ruhe steigt,
In kühle Schatten nieder;
Die Sonne taucht,
Von Glut umraucht,
Schon abwärts ihr Gefieder.

Im Strahlenbad
Erglüht die Saat
Auf fernem Bergesgipfel;
Ein Funkenstaub
Durchsprüht das Laub
Der schlanken Tannenwipfel.

In Glut erflammt,
Gleich Feuersammt,
Der halbe Westkarfunkel;
Der Ost wird falb,
Schon hüllt ihn halb
Ein geisterbleiches Dunkel.

Es hüllt in Grau
Sich Flur und Au,
Es tönen Abendglocken;
Am Horizont
Schwimmt goldenblond,
Des Mondes Silberflocken.

Das All erstirbt;
Nur Heimchen zirpt
Den hohlen Todtenreigen;
Schon steigt die Nacht
In Trauertracht
Von lebelosen Zweigen.

Die Sterne seh'n
Aus blauen Höhn
Herab in's Erdenwallen;
Und Friede blinkt,
Und Friede sinkt
Von ihnen zu uns Allen.

Was Herz geahnt,
Was Geist geschwant,
Was Dämm'rung uns gewesen;
Im Sanscrit dort,
Ist's fort und fort,
Als Chifferschrift zu lesen.

O, enden mag
Mein Lebenstag,
Wann, Herr, du es beschlossen!
Die Brust ist frei
Von Sünd und Reu',
Von keiner Schuld geschlossen.

Mein Herz ist rein,
Mein Geist ist dein,
Am Sarge steht die Freude;
Die Hülle sinkt,
Und Psyche schwingt
Sich auf im Seraphkleide.

Der Regenbogen.

Die Farben des Lebens, sie malen
Sich, ach, nur auf schwärzlichem Grund,
Den schönsten, den farbigsten Strahlen
Liegt trauriges Dunkel zu Grund.
Aus Licht und aus Schatten
Die Farben sich gatten,
Vergoldet die Sonne der Wolken Asbest,
Erscheinet gleich Iris zum glänzenden Fest!

Wenn Leid, wenn Entzücken uns regen,
Da fallen uns Tropfen herab,
Es spiegelt im thränenden Regen
Sich schöner der Hoffnungsstrahl ab.
In labender Feuchtung
Süßtröstende Leuchtung!
Zerfließen die Wolken im tropfenden Flor,
So gaukelt der Himmel das Gnadenband vor.

Es düstert das Wolkengetümmel
Den heiteren Azur zu grau;
Doch über den Wolken der Himmel
Verändert noch niemals sein Blau,
Durch Nebelvermischung
Bricht Sonnenerfrischung;
Wer Farben des Lebens zu mischen nur weiß,
Der malt sich auf Wolken den goldenen Kreis.

Die ird'schen und himmlischen Pole
Zu einen, ist jedem erlaubt,
Wenn jene berühren die Sohle,
Umkreisen uns diese das Haupt,
Sie werden vom Bogen
Zusammengezogen,
Der strahlend vom Dunstthal zur Sonnenhöh' hüpft,
Und tief in uns Himmel und Erde verknüpft.

Nachtschauer.

Wie lieb ist mir dein Schauer,
Du regelose Nacht,
Du Schwester meiner Trauer,
Die oft mit mir gewacht.

Wie bist du mir so theuer
Du süße Finsterniß,
Es winkt durch deinen Schleier
Mir Ruhe einst gewiß.

Es löst des Tages Sehnen
Sich sanft in Tropfen auf,
Und nimmt in schweren Thränen
Den süßen Klagelauf.

Es geht ein Geisterwehen
Auf deiner finstern Spur,
Wie einst beim Auferstehen
Durch stille Grabesflur.

Und was sich früh geneiget
In stille Todtengruft,
Der Finsterniß entsteiget
Und mir vernehmbar ruft:

„An meiner Brust erwarme
„Du trostverlaß'nes Kind;
„Ach, treu wie Mutterarme
Für dich sonst keine sind.

„O weine deine Schmerzen
„O weine sie nur aus:
„Du bist im Haus der Schmerzen,
„Ich bin im Ruhehaus.

„An meiner Brust erwarme,
„Du trostverlaß'nes Kind;
„Ach, treu wie Mutterarme
„Für dich sonst keine sind."

Da faßt ein kaltes Weben
Mein Haupt und Angesicht.
Ich möcht' im Schmerz vergehen,
Ich möcht', und kann es nicht!

So zieht's mich auf den Knien
Zur winkenden Gestalt:
„Ach laß mich zu dir ziehen,
„O Mutter! bald, ach bald!"

Wie lieb ist mir dein Schauer,
Du regelose Nacht!
Du Schwester meiner Trauer,
Die oft mit mir gewacht.

Lyssa's Schmuck.

O Lyssa, weg den Schmuck, die reiche Hülle,
Kein größrer Reiz wird dir geschenkt;
Wozu die Fessel, die die Zauberfülle,
Der Glieder Wellentakt beengt?
Des Leibes Reiz, der Formen Harmonien,
Darf man hermetisch nicht mit Nacht umziehen.

Leicht wie das Kind der liebenden Dione
Aus zarten Knospenritzen bricht,
Und um die schöne blätterreiche Krone
Ein züchtig Kleid aus Duft sich flicht:
So Lyssa, hehr und keusch wie die Camöne,
Stehst stets du da, gehüllt in eig'ner Schöne!

Auch Ophirs Gold beschämt dein Haar, das blonde,
Die gold'ne Nadel ist erblaßt;
Kein Demant schimmert so im Reich Golkonde,
Wie der in deinem Aug' gefaßt;
Dein Zahn, beschattet von Korallenzweigen,
Welch reiches Meer kann solche Perlen zeigen?

Hierher auf Lyssa blickt ihr Raphaele,
Und legt verstummt den Pinsel hin;
Versucht, daß euren Farben sich vermähle
Die Kraft, am Blatte hinzuziehn
Und fest zu bannen, wie auf ihren Wangen
Die Ros' und Lilie sich fliehn und fangen.

Und dieses Land voll Engel muß ich schauen,
Bloß schauen! Schauen? und nichts meh ?
Will Hoffnung hin mir keine Brücke bauen?
Zieht sich kein Faden zu mir her?
Steht keine Bahn dem kranken Herzen offen,
Um kund zu thun sein Lieben, Bangen, Hoffen?

Nein Herz, nicht alle Wege sind geschlossen,
Mir bleibt der Luftsteg Poesie,
Drauf baut geschäftig sich die Liebe Sprossen,
Die Macht des Lieds ergreifet sie.
Wer fühlet nicht bei Schmerz und Lust der Saiten
Ein süßes Weh in seinen Busen gleiten?

Ich sing' die Sehnsucht und die Liebe wieder,
Der Träume Lust, des Sehnens Qual;
Der Sänger nur, der Fürst der süßen Lieder,
Tritt ungebeten in der Liebe Saal;
Und was er kann im Liede leben lassen,
Das darf vom Leben er im Liede fassen!

Nur wer die Schönheit aus dem Strom der Zeiten,
In dem sie spielend, flüchtig treibt,
Auffängt, und knüpft an zarten Klang der Saiten,
Daß sie mit ihm unsterblich bleibt;
Nur wer das Schöne kann zur Nachwelt bringen,
Darf kühn und frei nach allem Schönen ringen.

Sehnsucht.

Was ist's, was ich empfinde?
Was ist's, was mich umschwebt?
Was in dem Abendwinde
Wie Geistersäusel bebt?

Was hat mir in das Herz
Dies Sehnen eingeprägt?
Dies Meer von stillem Schmerz
Und süßer Lust erregt?

Was rollt durch meine Adern
So stürmisch wild mein Blut?
Was soll dies ew'ge Hadern
Von Zagheit und von Muth?

Es ist das Bild der Süßen,
Das durch die Zweige strahlt,
Das liebend mich zu grüßen
Im Abendlispel hallt!

Das mich in dieser Stunde
An Seligkeiten mahnt,
Wie auf dem Erdenrunde
Kein Sterblicher sie ahnt.

O namenlos Entzücken,
Der Rückerinnerung!
Als sie mit Engelsblicken
Bezaubernd mich umschlung.

O süßes, süßes Sehnen,
Und du, o Zauberquell
Der freudenreichen Thränen,
Entschwindet nicht so schnell!

Noch ferner mich betrüge,
O Laut, der mich umhallt,
O bleibe treu mir, Lüge!
Die mir ihr Bild vormalt!

Lebensschwingen.

1.

Musikmacht.

Glücklich, dem das Ohr erschlossen
Dem Gefühl der klaren Töne,
Der hat früh das Glück genossen,
Daß vor vielen Erdensöhnen
Phöbus mit den Sonnenrossen
Ihn an's Heil'ge will gewöhnen;
Daß er hier schon wird empfänglich
Für die Lust der Harmonien,
Die den Seligen dort blühen,
Wo in Wonnen überschwenglich,
Nur den Einklang höhrer Sphären
Die verklärten Geister hören.

Magisch durch die Luft gezogen
Kommt, Musik! dein Zauberton,
Macht sich Feindliches gewogen,
Jedes Herz zu seinem Thron.
Menschen, die sich tödtlich hassen,
Sieht man liebend sich umfassen,
Trübe Augen sich erheitern,
Enge Herzen sich erweitern,
Und die schweren Kummertropfen
Sich zu Trostes Balsam läutern;

Und des Busens schmerzlich Klopfen
Bald in immer leisern Schlägen
Sanft beschwichtiget sich regen.

Ach, zu Schmerz- und Freudendingen
Ist ein Tönen, ist ein Klingen
Dem erfüllten Herzen nöthig;
Wie ein Freund ist Tonkunst huldig,
Die verträglich und geduldig,
Ist zu Weh und Trost erbötig;
Ist mit zarter Liebe thätig,
Uns die Tropfen aus den Augen
Kaum verspürbar wegzusaugen,
Unsre Hoffnung zu verjüngen,
Unsre Andacht zu beschwingen,
Und durch Klang der zarten Saiten
Uns zum Schönen hinzuleiten!
Und in tausend, tausend Arten,
Bald mit starken, bald mit zarten
Klängen schmeichelt sie dem Ohre,
Lispelt bald mit sanftem Wehen
Aus dem linden Haberrohre;
Girret nun gleich Liebesflehen
Süßer Liebe uns zu weihen
Aus arkadischen Schalmeien;
Oder mahnt an Auferstehen
Aus dem Schmettern der Posaunen;
Scherzet mit verliebten Launen
Jetzt auf leichtbetonter Zither;
Stürmet dann wie Ungewitter
In der Andacht heil'gen Chören
Aus den hohlen Orgelröhren;
Bald aus Gläsern, zart geschliffen,
Mit den Fingern leicht begriffen,

Stürzet ein unnennbar Sehnen
Sich durch alle Lebensadern;
Bald mit leisen Geistertönen
Spielend in der Harfe Saiten,
Die mit Zephyr säuselnd streiten,
Schwichtigt sie des Herzens Hadern!

Ehe Künstler noch erstanden,
Die in Zwang und Tact sie banden,
Ward von Wilden sie verstanden,
Zähmte sie den Troglodyten,
Thronte in Nomadenhütten,
Und an unbeschifften Stranden
Konnte kein Kolumbus landen,
Wo er nicht bei Menschenthieren
Ihre Zauber sah regieren.

Ja, Musik heißt jedes Klingen,
Das in fortbewegtem Ringen
In des Menschen Herz kann dringen;
Sei's mit wilden Klapperblechen
Scheuem Zagen Muth zu sprechen,
Sei's aus süßen Zauberflöten
Wilde Sinnengier zu tödten;
Sei's die Zither,
Die ein Gitter
Leis' umklingt in Abendröthen;
Sei's das Zagen
Tiefer Klagen,
Die an düst'ren Sarkophagen
Tiefgeschwellte Töne tragen;
Sei's den Aehren
Nun zu Ehren,

Ein erheiternd Sensenschlagen,
Alles lehrt in sanften Tönen
Uns das Leben hier verschönen;
Alles quillt aus einem Strome
Auf zum heil'gen Himmelsdome.

2.

Mondscheinlust.

Seid gegrüßt im silberblassen,
Freundlich hellen Mondenscheine,
Ruhig große Weltenmassen!
Seid gegrüßt ihr bleichen Haine!
Sei Du Mond auch mir gegrüßt,
Der Du leise
Deiner Kreise
Stiller Wandler bist!
Sei gegrüßt Du Schweigen
Der ermüdeten Natur!
Auch dich, ruhevolle Flur,
Grüß' ich; euch ihr bleichen Steine
Trauriger Ruinen,
Die ihr halb
Bleich und falb
Von dem matten
Mondstrahl seid beschienen,
Halb im grauen,
Dunkeln Schatten,
Finster seid zu schauen.
Tag! nicht deine Sonnen,
Deine Strahlen nicht,
Nicht deine Wonnen,
Nicht dein blendend Licht,
Nicht dein Lärmen

Kann erfüllen
Und erwärmen
Unser Herz und es erheitern:
Denn die Schwüle
Aller Sonnen,
Sie erdrückt;
Abendkühle
Nur erquickt.
Mondesstrahlen
Zahlen
Für des Tages Hitze,
Für die heißen Blitze,
Für die odemschwere
Heiß durchglühte Atmosphäre,
Mit dem süßen, reinen,
Lilienweißen Scheinen
Aus dem holden
Angesichte,
Mit dem Lichte,
Das so golden
Alle Welten überflossen,
Mit den hellen
Sanften Wellen
In die Lüfte hingegossen;
Mit dem Schleier
Hoher Feier,
Den sie ausgebreitet;
Der in's Herz des Lebensmüden
Inn're Ruhe, Seelenfrieden
Sanft ermunternd leitet
Und des Mondes zitternd Blinken,
Wie wir über Berg und Höhen,
Geistern gleich, ihn schreiten sehen,

Scheint vertraulich uns zu winken.
Und magnetisch angezogen
Folgt das Auge dieser Bahn,
Sieht den klaren Aetherbogen
Selbstvergessen sehnend an;
Und Myriaden Sterne schauen
Aus den azurblauen
Auen,
Mit dem lichten Augenschein
In die offene Brust hinein,
Wollen uns mit Buhlerblicken
Herz und Geist und Sinn bestricken.
Aus der spiegelklaren Welle
Naher Teiche
Schaut die bleiche
Mondesstelle,
Wie aus weißem Leichenflor
Selig still hervor!

Wenn verschmolzen alle Massen
In dem blassen,
Wasserreinen
Mondenlicht erscheinen,
Und ein reicher,
Weißer, weicher
Dämmerschleier
Sich gewickelt um die Welt,
Und ein heilig Priesterfeuer
Uns die Schöpfung rings erhellt,
Klopfen alle Pulse freier
Und des Lebens Bürde fällt;
Denn der traute Mondesstrahl
Trinkt hinweg der Erde Qual.

3.

Schwungkraft.

Du, o Bewegung!
Regung des Lebens!
Jegliches Strebens
Erste Erregung!
Du, o Bewegung!
Lenkest die Welten
Von den Millionen
Himmlischen Zelten,
Von den Myriaden
Sonnen=Systemen,
Von den beschwingten
Flammen=Plejaden,
Bis zur Monade,
Die in dem Bade
Niederer Dünste
Leise sich reget;
Bis zum Gespinnste
Kleiner Gewürme
Tief in dem Grase;
Bis zu der Blase
Die auf dem Schemen
Luftig und helle
Flüchtig sich stelle.

Nicht aus den todten
Leblosen Massen,
Nicht aus versteinten
Lava=Gestalten,
Nicht aus den kalten,
Kunstvoll vereinten
Pompeji=Gassen

Springen des Lebens
Luftige Boten,
Die uns umfassen
Mit den bebenden
Flüchtigen Händen,
Die uns in leisen
Schwingenden Kreisen
Locken und ziehen.
Ewig vergebens
Ist das Bemühen,
Uns aus der todten
Glutlosen Kohle
Flamme zu fodern,
Fehlt doch das Lodern,
Inneres Glühen.

Doch auf beschwingter
Flüchtiger Sohle
Nahet der Engel
Thätiger Regung
Mit der Bewegung
Lilienstengel,
Wo uns das Leben
Hüpfend umringet,
Treiben und Weben
Stets sich bedinget;
Wo auf den Spuren
Aller Naturen,
Pulsen und Klopfen,
Schweben und Weilen,
Harren und Eilen;
Wallen und Neigen,
Fallen und Steigen,
Strömen nnd Tropfen,

Kreisen und Rühren
Froh ist zu spüren! —

Auf Dein Begehren,
Hohe Bewegung!
Sendet die Sonne
Strahlende Wonne
Früh auf die Reise;
Schiffen durch Gleise
Rollende Sphären.
Regsam entfaltet
Sichelgestaltet
Luna die Strahlen,
Und der Planeten
Namlose Zahlen
Wandeln die Bahnen,
Die sie betreten,
Auf dein Ermahnen
Ohne Versäumen,
Fort in den Räumen. —

Du nur, Bewegung!
Leihest den Stoffen,
Wo sie getroffen
Werden im Ringe
Seiender Dinge,
Athem und Seele,
Wirken und Walten,
Daß den Gestalten
Innere Schöne
Leblos nicht fehle.
Jegliche Scene
Zeiget von Deinem
Götter=Erscheinen;

Oben am Himmel
Wolkengetümmel;
Unten im Staube
Käfergewimmel;
Hoch in den Lüften
Zugvögel-Heere,
Unten auf Triften
Hüpfende Herde;
Tief in dem Meere
Tausend Korallen,
Muscheln und Rochen
Wimmelnd in Ballen;
Dann in der Erde
Heimlichen Adern
Hämmern und Pochen,
Heilende Quellen
Siedend zu kochen.

Du, o Bewegung!
Du gibst den Keimen
Nächtlich verborgen
Tief in der Erde
Finstern Stellen,
Rüstige Schwingen,
Daß sie sich ringen
Auf zu den Räumen,
Wo sie ein Morgen
Lichtvoller Düfte
Kosend umfanget,
Und sie der Lüfte
Reigen empfanget.
Du giebst den feuchten
Hellen und vollen,
Lieblichen Augen

Leben und Leuchten,
Zündendes Rollen,
Wonniges Saugen
An den so milden
Lebensgebilden;
Daß ihr Genetze
Klar uns ergötze,
Daß uns die Dinge
Alle, im kleinen
Magischen Ringe
Schöner erscheinen
Du nur belebest
Busen voll Feuer,
Schwellest und hebest
Jeglichen Schleier,
Der bald durch Schmerzen
Steiget und wallet,
Und bald im Scherzen
Sinket und wallet;
Du gibst den Tänzen
Rhythmus und Leben,
Wenn uns in Kränzen
Reihen umschweben;
Legest in Formen
Liebliche Normen,
Legest in Glieder
Wellenspiel nieder.

Du, o Bewegung!
Quelle des Lebens!
Jegliches Strebens
Erste Erregung!
Du, o Bewegung!
Halte noch länger

Muthigen Sänger
Hoch auf den Wogen
Schiffender Töne,
Daß ihm das Schöne
Komme gezogen,
Leicht wie ein Weben
Huldig in's Leben!

4.

Wäldernacht.

Nimm mich auf, o begeisternde Nacht des schweigenden Waldes!
Und du, geheiligte Stille! die du dich mächtig gelagert,
Wie die geringelte Schlange um die ruhenden Bäume,
Nimm mich auf, der ich eilends entflohen mit flüchtigem Schritte,
Der beengenden Schwüle des Zimmers, dem Lärm der Gassen,
Der Gesellschaft leerem Gespräch, auch den freundlichen Worten
Der Geliebten. Der wenigen Freunde engerem Kreise
Nun auch entronnen, rett' ich in deine Gewinde,
Ernster Wald! die vom leeren Getändel ermüdete Seele.
Es verlöschen allmälig im ruhig klopfenden Busen
Mir die locker gezeichneten, schwankenden Bilder des Tages,
Das Gewühle von drängenden Formen, das wirre Getöse,
Das im bunten verwirrten Gemische von Farben und Tönen
Mir durch Auge und Ohren in die Tiefe der Seele gedrungen,
Fliehet verscheucht zurück, schon weichet und schwindet es gänzlich,
Und das majestätische Haupt des denkenden Waldes
Siehet mit hohem Ernst mich an, das Herz mir erfüllend
Mit dem geheiligten Schauer überirdischer Ahnung.
Leis' und ernst, wie der schreitende Geist verstorbener Helden,
Geht ein geistiges Wehen durch die lispelnden Zweige,

Kaum verspürbar mir lüpfend die entfesselten Haare.
Hehr und düster schauet die sinnige Bläue des Himmels
Durch verschlungene Aeste mir in das umdunkelte Auge,
Und es entsteigen den ruhigen ebenen Wogen der Seele
Klar die Gedanken, die tief sich im reichen Boden gewurzelt,
Die durch das Toben und Treiben, durch stetes Empören der Wellen
Dunkel geblieben auf der getrübten Fläche des Lebens.
Wie sie nun steigen aus der beschwichtigten Flut des Gemüthes,
Sich entwindend der Tiefe, wie die Göttin der Weisheit,
Leicht und bepanzert, auf einmal springen in's luft'ge Dasein.
Denn es scheuet das Denken, die stirnethronende Gottheit,
Und der Ernst auch scheuet des Marktes lautes Getümmel.
Nicht in die Menge greifen die Götter, ein Haupt sich zu wählen,
Aus der Rotte nicht schafft sich Apoll den kräftigen Heros.
Wie die jungfräuliche Scham verhüllet das erröthende Antlitz,
Wo die Menge sich nahet: so verhüllet der hohe Genius
Sich das Haupt, wo das Gedränge sich treibet.
Wie denn willst du in dir den Geist, den schaffeuden finden,
Wenn du dich selbst kaum findest im steten bunten Getümmel?
Ja, es ziehen in Haufen wohl umher der Sperlinge Scharen,
Wie auch der Dohlen und Kraniche geschwätzige Reihen;
Doch die denkende sinnige Eule, das Sinnbild der Weisheit,
Nistet allein in den Ritzen der finstern Berge.
Ungesellig horstet der Aar in nächtlichen Föhren.
Wie in der Erde finsterm Schacht sich emsiglich fördert
Edles Metall, so fördert die schaffende heilige Stille
Das Gedieg'ne, tief erzeugt in der Werkstatt des Denkens.
So sei auch du mir erfreulich, umnachtetes Plätzchen!
Laß mich, o Wald! von deinen düstern Armen umfangen,
Denken und dichten, laß mich singen die sinnige Weise.
Wehe mich an mit deinem ernsten Schauer, Stille des Waldes!

Löse mit deinem Geisterkuß mir die agende Lippe,
Und erschließ' mir des Sanges fröhlich prudelnde Quelle.
Trag auf deinen Schatten mich zur hohen Begeisterung,
Daß ich durch die Oede hauche die Töne der Wehmuth,
Schatten anrufend um Balsam und tröstende Kühle,
Und die Stimmen der Echo zum freundlichen Einklang erwecke.

Was schwindet und was weilet.

Leb wohl, o Jugend! gold'nes, — süßes Leben,
Du Frühroth meiner ersten Rosenlenze,
Leb' wohl, die Töne deiner Feentänze
Ich höre scheidend sie von hinnen beben.

Des Hoffens viel hast du mir einst gegeben,
Doch nun ich steh' an deiner Scheidegränze,
Im Wahn, daß sich zur Frucht die Blüth' ergänze,
Seh' ich wie Wolkenschatten dich entschweben.

Und mit dir geh'n des Lebens frische Farben,
Dir folgt der Ton der zartbezog'nen Saiten,
Die nun, verstimmt, das Herz nicht mehr erweiten;

Das Ernste soll ich klanglos nun erbeuten;
Des Frühlings Blumen, die mir früh erstarben,
Ersetzen durch des Sommers trockne Garben.

Leb' wohl, o Liebe! unbegriff'nes Wesen,
Empfindungsduft, des Herzens stumme Sage,
Leb' wohl! ach, nimmer nützt es, daß ich zage
Aus deinen Blumenfäden mich zu lösen,

Die, ach, so sanft wie Mutterhand gewesen;
Doch lösetest du nie des Herzens Frage,
Warum kein Herz mit ihm verwandtet schlage,
Und nie konnt' ich an Liebebrust genesen.

Ein ausgebranntes Haus steh' ich im Leben,
Allein, zerfallen, öd' und leer und stille!
Mich drängt kein Wirken, Treiben oder Streben,

Mich regt kein Wunsch und mich bestimmt kein Wille;
Des Daseins Reiz hat sich der Brust entrungen,
Die Liebe, die das Leben mir bedungen.

Leb' wohl, o Ehrgeiz! bunte Eintagsfliege,
Berauschend süßes Gift der Erdengötter.
Leb' wohl! o wähne nicht, du stolzer Spötter,
Daß ich, nach Kampf und schweißgetränktem Siege,

Mit deinen Schauemünzen mich begnüge;
Daß ich verachte Glück und Sonnenwetter,
Damit der eitle Kranz der dürren Blätter
Das glückentlad'ne Haupt mir einst umfliege!

Dem Blitzstrahl nicht, und nicht den Donnerschlägen
Hebt sich erquickt die Saat, das Moos entgegen!
Dem stillen Thau der Nacht, dem leisen Regen

Erschließt, mittheilend süßgeschwellte Fülle,
Das Halmenhaupt, die Knospe ihre Hülle;
Geräusch macht wach, doch glücklich macht die Stille.

Verweile Freundschaft, kummertröstend Fühlen!
Geheiligt Gut; des Herzens schönster Glaube!
Die du allein gefolgt dem Sohn vom Staube,
Als in des Schicksals grausam harten Spielen

Die Götter alle treulos von ihm fielen
Und mild entsteigend deiner Edenlaube
Dich selbst dem Erdenkerker gabst zum Raube,
Des Menschen brennend Auge abzukühlen!

Wie Mutterhände stets das heißgeliebte,
Erkrankte Kind so sanft und liebend hegen;
Die Hände, die nur treue Liebe übte

Es sorgsam weich zu betten und zu legen,
So wolle mir das Herz, das tiefbetrübte,
Die Hand der Freundschaft kräftigen und pflegen.

Verweile Hoffnung! Kind aus Rosendüften
Als Schmetterling durch's Leben hingetragen,
Umfange mich mit wonnigem Behagen
Wie Saitengruß von fernen, fernen Triften;

Wie Liebeslaut von lauen Lenzeslüften
Durch stille Nacht dem Ohre zugetragen,
Die es verkünden mit verschämtem Zagen,
Daß gern mehr uns herüberschifften.

Ich zieh' hinauf an deinem Strahlenbogen,
Den durch des Lebens Wolken du gezogen,
Zum Himmel nie gestörter Seelenwonne,

Ich steh' mit dir in höh'ren Atmosphären;
Das Nied're nur kann Wolkendunst beschweren,
Wer sich recht hoch zu stellen weiß, hat Sonne!

Verweile Dichtkunst! höchste Gottesgabe!
Vergeistigung des Seins! Verschmelz der Seelen!
Wer dich erkennt, wird nie das Schicksal schmälen,
Daß es zu karg bedacht sein Leben habe.

Die ganze Schöpfung reicht ihm Kost und Labe,
Er kann zu Blumen sich und Sternen zählen,

Auf Fluren bald, und bald in Göttersälen
Ist eig'ner Duft und Klang ihm reiche Habe.

O Trösterin, die ich in Abendstunden,
Wenn ich im Schatten ruhumzog'ner Haine
Bewußtlos stille Sehnsuchtstropfen weine,

Ganz unverhofft zur Seite mir gefunden;
Fandst du mich werth, dich einmal nur zu sehen,
Darf ich mit Recht um dein Verweilen flehen!

An die zukünftige Geliebte.

Ich ahne dich im Klang der Philomele,
O Bild, das wachend ich noch nie gesehen!
Und wie die sanften Töne zu mir wehen,
Entsteigt der tiefbewegten weichen Seele,

In Formen, die ich tief im Busen hehle,
Ein Bild, geschmückt mit allem Reiz der Feen,
Wie ich vom Himmel oft mit heißem Flehen
Begehrt, daß er ein Weib mir anvermähle.

O ich verstehe deine süße Kunde,
Die du durch Nachtigall mir künden lassen!
Da sprichst gewiß in dieser Ahnungsstunde

Die Töne aus, wie sie in's Herz mir passen:
Was geistig ist verwandt auf diesem Runde,
Muß ungekannt sich liebend doch umfassen.

Ich sehe dich in wonnevollen Träumen,
Die schmeichelnd oft das Leben mir verzieren,
Wie Morgens sie dein Bildniß vor mich führen,
Bleibt es mir nah mit liebevollem Säumen;

Und wie sie auch, ein leicht zerfließend Schäumen,
Dein wonnig Leben grausam mir entführen,
Hör' ich nicht auf, dir liebend nachzuspüren,
Und gebe Wesen dir in diesen Räumen.

Was träumend sich dem Geiste hat entrungen,
Sind Töne, die von Innen angeklungen,
Vom äußern Leben dennoch sind bedungen:

Und was dem innern Auge sich gestaltet,
In Wirklichkeit sich dem Gemüth entfaltet,
Das treu und fest an seinem Dasein haltet.

Ich höre dich, wenn mir in Morgenröthen
Aus frischem Grün die nahe Wachtel schlaget;
Und wie sie munter bald, und bald verzaget
Mein Herz erfaßt mit ihrem Zauberflöten,

Ist's bald, als wie in schmerzlich stillen Nöthen
Ein tröstend Wort dem kranken Geist behaget,
Und bald, als ob ein Wehe, mir geklaget,
Mit unbekanntem Leid mich wolle tödten.

Dein Ton ist es, der in die Luft gegossen,
Mit dunklen, nie enträthselten Gewalten
Bezaubernd mir das dunkle Ohr umflossen.

O fest will ich an diesem Ton mich halten,
Bis ich ihn einst in süßen Harmonien
Beflügelt seh von deinen Lippen fliehen.

Ich fühle dich, wenn balsamvolle Weste
Mit Gras und Halmenspitzen kosend spielen,
In vollen Zweigen liebebuhlend wühlen;
Wenn aus dem Grün der sanftbewegten Aeste

Ein Zephyr naht aus seinem Blüthenneste,
Um lau und lind die Wangen mir zu kühlen,

Und mit den Blüthen, die ihm zart entfielen,
Mich angeweht zum duft'gen Rosenfeste.

Dann fühle ich dein unsichtbares Nahen
An Lüften, die erquicklich mich umfahen,
Am Säuselgruß, der wonnig mich durchbebet;

Am reichgewürzten Duft, der mich belebet:
An dem Erröthen jetzt, jetzt am Erblassen,
Fühl ich voll Glut dein geistiges Umfassen.

Ich pflege dich, wie in verschloß'ner Schale
Den Perlenstoff die kranke Auster pfleget,
Es ist der Tod und wird doch zart geheget;
Und wie ich auch mit Leben es bezahle,

Daß sich ein Tropfen von dem Liebesmahle
Mit klarem Glanz mir in das Herz geleget;
Ich wart' ihn treu, so lang' er sich beweget,
Ob auch sein Glanz mir sichern Tod nur strahle.

Wem einmal aus des Himmels hohen Hallen
In off'ne Brust der Tropfen ist gefallen,
Ist heimgestellt dem ewigsiechen Sehnen;

Hat er auch in dem heißen Bad der Thränen
Gelindert seinen Herzensdruck gefunden,
Zum heiteren Leben wird er nie gesunden.

Ich glaube dich so innig, wie die Frommen
Das Leben glauben nach der Todesstunde,
Und wie ihr Herz, das tief verletzte, wunde,
Den süßen Trost hat willig angenommen,

Daß sie nach Nacht in ew'ge Helle kommen:
So gibt ein heilig Ahnen mir die Kunde,
Daß noch ein Wesen hier auf diesem Runde
Mit mir von gleicher Sehnsucht sei entglommen.

So komm Geliebte! komm du Unbekannte!
Die ein geheim Gesetz die Meine nannte,
Und ungeseh'n mein Herz mir anvermählte;

O komm Geliebte! stille mein Verlangen,
Beschwichtige des Herzens traurig Bangen;
O komme bald, du geistig Auserwählte!

Nachtfalter.

1.

Wenn ihren Nonnenschleier
Hat ausgehängt die Nacht,
Sitz ich in stiller Feier,
Das Fenster aufgemacht.
Mit Aeuglein voll Schimmer
Schau'n Sterne mild herein,
Und füllen mir das Zimmer
Mit wunderbarem Schein.
Wie lieb ich die Betrachtung
Der schönen, großen Stadt,
Wenn liebliche Umnachtung
Sie leis' umdämmert hat;
Wenn in die breiten Straßen
Der Mond herun'erschaut,
Und alle Häusermassen
Mit Silber überthaut.
Da kann ich nicht mehr bleiben
In meiner Zimmergruft,
Ich muß herum mich treiben,
Und schwimmen in der Luft;
Ich wandle so allmälig
Durch's Mondenlicht dahin,
Bis ich ganz herzensselig
An Liebchens Fenster bin;
Da schau' ich in die Höhe,
Das Auge ausgespannt,

Ob ich die Holde sehe,
Die liebend ich erkannt;
Und sende leise Grüße
Hinauf nun durch den Raum,
Daß sie die Holde, Süße,
Umflattern noch im Traum.

2.

Du süße, böse Frühlingsnacht,
Das ist nicht schön von dir,
Daß du in deiner milden Pracht
Nur immer sprichst von ihr!
Daß du mit Liebe Hand in Hand
So in mein Wesen dringst,
Und sie mir so als Contreband'
Bei Nacht und Nebel bringst.

Wenn ich dein klares Sternbild schau,
Fällt mir ihr Auge ein,
So klar und rein und freundlich blau,
Und drinnen Sonnenschein;
Und wenn dein Odem sanft und mild
Das heiße Herz erschließt;
Ist's grad' als wenn ihr süßes Bild
Voll Frieden mich umfließt.

Und wenn ein ferner Schäfersang
Melodisch zieht einher,
Ist's grad, als wenn's ein holder Klang
Von ihren Lippen wär';
Und wenn Aurora zu dir zieht,
Und golden dich umwebt,
Ist's grad', als wenn ihr Augenlid
Sich freundlich zu mir hebt.

Du süße, böse Frühlingsnacht,
Das ist nicht schön von dir,
Daß du in deiner stillen Pracht
Nur immer sprichst von ihr!
Du süße, böse Frühlingsnacht,
Du fliehest schon von hier?
O bleibe doch, du süße Nacht,
Und sprich mir stets von ihr!

3.

Sie ist grausam, sie ist mild;
Grausam ist die süße Schöne,
Milde ist die süße Nacht,
D'rum hab' ich die Klagetöne
Nur der letzten dargebracht.

Sie sind zürnend, sie sind sanft;
Zürnend sind der Holden Blicke,
Sanft sind ew'ge Sterne, mild;
D'rum an diesen mich erquicke,
Wenn von jenen Schmerz mich füllt.

Er ist rosig, er ist bleich,
Rosig ist der Mund der Theuren
Bleich ist Mondes-Silberschein;
D'rum von jenem Purpurfeuer,
Schau ich schnell in Mond hinein.

4.

Ja, Tag ist stets in meiner Brust,
Ja, Tag auch bei der Nacht;
Weil tief in mir in Frühlingslust
Der Liebe Sonne lacht.

Ja wenn der Tag hinuntersteigt,
Und zieht einher der Mond;
Des Herzens Sonne sich erst zeigt
Am Liebeshorizont.

Es schweiget still die leere Welt,
Das Herz allein bleibt laut;
Die Liebe zieht in's Herzenszelt
Wie eine junge Braut.

Es klopft in allen Pulsen mir.
Ich höre jeden Schlag;
Und jeder Schlag spricht nur von ihr,
Das hört ich nicht bei Tag.

Es pocht das Herz, ich ruf': „herein!
„Wer nahet noch so spät?"
Es ist das Bild der Holden mein,
Das ewig mit mir geht.

So Tag ist Tag und Nacht ist Tag,
Wenn Liebe in uns lebt;
O Holde, Heißgeliebte, sag'
Ob Sonne dich umwebt?

Denn Licht ist wo dein Zauber weilt,
Und Licht, wenn man dich denkt;
Die Sonne hat sich wohl zertheilt
Und halb sich dir geschenkt.

5.

Du böses Weib, du böse Nacht,
Das ist von dir nicht brav,
Hast deinen Mann nicht mitgebracht,
Den lieben, frommen Schlaf!

Was schleichst du denn, du böses Weib,
  Allein in mein Gemach,
Und meinst, ich bleib' zum Zeitvertreib
  Wohl immer bei dir wach?

Ist denn dein Mann auch allzumal
  So recht ein Modemann,
Daß er sein liebes Eh'gemahl
  So leicht verlassen kann?

Ich lieb' dich nicht, wenn du allein,
  Verführerisch erscheinst,
Ich lieb' dich nicht, wenn du voll Schein
  Den Schlummer mir verneinst.

Ein Herz, das liebt, ein froh Gemüth,
  Wird reich von dir beschenkt,
Weil es bei Nacht im Geiste sieht,
  Woran bei Tag' es denkt;

Doch wem das Herz zerrissen hat
  Erinnerung und Qual,
Der wird noch mehr des Kummers satt
  An deinem bleichen Strahl.

D'rum flieh' von mir, du Buhlerin,
  Dem Glücklichen geneigt,
Der dir des Tages Lustgewinn
  In trauter Stille zeigt.

Mein Herz ist öde, leer die Brust,
  Ich weiß von keinem Glück;
Du bist ein Weib, du liebst die Lust,
  So fleuch von mir zurück!

Silhouette.

Ihre Locken.

Laßt mich los, ihr Ringelschlangen,
  Goldne Schlangen, zart und hold,
Traurig ist es sein gefangen,
  Wär' der Kerker auch aus Gold.

Wie sie um die Brust sich ringeln,
  Tausend Schlangen groß und klein,
Wie sie nach dem Herzen züngeln,
  Mit dem Häkchen, gelb und fein.

Wie sie ineinander wühlen,
  Diese lose Schmeichelbrut,
Wie sie auch so freundlich spielen,
  Dürsten sie nach Herzensblut.

Und nun gar nach Dichterherzen!
  Dichterblut ist gar so süß!
Lieblich schmollen, lieblich scherzen;
  Dichter können das und dies.

Nun, so nehmt mich denn gefangen!
  Wehrt sich je ein Menschensohn?
Nehmt mich hin, ihr gold'nen Schlangen,
  Ewig eu'r Laokoon!

Ihre Stirne.

Will sich Schnee zusammenwölben,
Daß er wird zu Elfenbein,
Diesen Locken dort, den gelben,
Weiße Brücke nun zu sein?
Daß sie hin und wieder wallen
Auf dem runden Bogensprung,
Und in süßer Huldigung
Ihm zur Seite niederfallen?

Ist das Elfenbein zergangen,
Daß es wird dem Schnee zugleich?
Daß die bösen, seid'nen Schlangen
Ruhen auf dem Kissen weich?
Ist's ein Schwan, der sanft und sittig,
Wie aus einem gold'nen Teich,
Aus dem gold'nen Lockenreich
Hebt den silberweißen Fittig?

Ist es Schaum, der Fluth enthoben,
Die am Lilienstrand sich bricht,
Und geschickt hineingewoben
Von des Mondhofs Silberlicht?
Nein, es ist ein Silberspiegel;
Auf der Fläche, rein und klar,
Prüfen, kreisend wie ein Aar,
Die Gedanken ihre Flügel!

Ihre Augen.

Augen, Augen, Bösewichter!
Augen, Augen, Taubenpaar!
Quälet ewig euren Dichter,
Macht ihn selig immerdar.

Jetzund seid ihr Gluthverprasser,
Sprühend Sonnenlicht,
Schwimmet jetzt im Himmelswasser,
Daß das Herz mir bricht.

Wundermaler, ihr selbander
Malet einen Gegenstand,
Habt ihn magisch miteinander
Immer doppelt hingebannt;
Daß es nimmer zu entscheiden,
Wer das eine Bild gemalt,
Weil aus jedem von den beiden
Stets des andern Farbe strahlt!

Augen, Augen, Wunderschwestern!
Habt einander nie betrübt,
Wollt einander gar nicht lästern,
Wenn ihr zwei doch Einen liebt!
Führet selbsten allerwegen,
Eine ihn der andern zu;
Will nur Eine Liebe pflegen,
Drückt ein Aug' die Andre zu.

Augen, Augen, wilde Neger!
Mit dem Bogen, mit dem Pfeil,
Seid ihr wahre Zauberjäger,
Was ihr zielt, wird euch zu Theil.
Wollt ihr auch den Sänger jagen?
Glaubt ihr, daß ihm Muth gebricht?
Klagen wird er, bitter klagen,
Doch entfliehen, fliehen nicht.

Laßt uns also Frieden brauchen,
Augen thut mirs offen kund,

Will in's schwarze Meer mich tauchen,
Eine Perle liegt im Grund;
Und dies Kleinod zu ergründen,
Tauch' ich muthig niederwärts,
Und der Sucher wird es finden;
In den Augen liegt das Herz!

Ihre Wangen.

Roth und weiße Ros' zusammen,
Standen in dem Blumenbeet,
Die gestickt mit Sonnenflammen,
Die vom Mondlicht angeweht.

Und es lacht die Lustentflammte
Jedes Auge schwellend an;
Doch dem weißen Liliensammte
Sind die Herzen zugethan.

Und es lockt die rothe Sonne
Mit des Lichtes buntem Kreis;
Doch wir knien bei der Nonne,
In dem Schleier keusch und weiß.

Und es lockt die gluthenreiche
Jede Lippe an zum Kuß;
Doch da nickt die weiße, weiche,
Daß man sie umhalsen muß.

Und es drang mit bittern Tönen
Auf zum Schöpfer Flora's Ruf,
Ihre Kinder zu versöhnen,
Er nun, Holde! dich erschuf

Und auf deinen Blumenwangen,
Zart und mild, und weich, und warm,
Sind versöhnt sie aufgegangen,
Liegen sich im Schwesterarm.

Und verschämt im Liebgekose
Flieht und fängt sich hier das Paar,
Und es flammt die rothe Rose
Auf dem weißen Schneealtar!

Ihre Lippen.

Rosen? nicht Rosen seid ihr zu vergleichen
Weil an Rosen doch ein Dorn noch sticht;
Auch Corallen müssen diesen Lippen weichen,
Denn Corallen bergen Perlen nicht.

Purpur? kann denn Purpur süße Laute sprechen?
Blut? o Blut lad't nicht zu Küssen ein!
Und Rubin? wie will ein Stein es sich erfrechen,
Dieser weichen Wärme gleich zu sein?

Wenn ihr also Rosen nicht, und nicht Corallen,
Purpur nicht, nicht Blut und nicht Rubin,
Müßt als einzig ihr im Reich der Schönheit wallen,
Gleiches findet nimmer euch mein Sinn.

Wollt ihr länger mit dem Liebeswort noch säumen,
Das sich wiegt auf eurem weichen Thron?
Ich seh' euch erglüht den ersten Kuß schon träumen,
Halb erwacht ahnt ihn die Knospe schon!

Die Schöpfung der Frauenaugen.

Ein milder Schimmer schwebt an Ostens Aether,
Nicht Röthe ist's, doch ist's ein Colorit,
Wie Wangenlicht der Jungfrau als Verräther
Vor dem Erröthen noch in's Antlitz tritt;
So kündete der milde Schein, daß später
Der Morgen kommt mit seinem Flammenschritt;
Und ob die Nacht allein auch will verweilen,
Ihr Himmelbett muß mit dem Licht sie theilen.

Und in der umgestürzten blauen Schaale,
In welcher Tag und Nacht sich noch umfing,
Da schwamm im stillen, feierlichen Strahle
Ein Sternbild, wie ein ferner goldner Ring,
Das sah den Thau, der tief im Blumenthale
Als Wasserstern am Blatt der Rose hing,
Und schickt, mit hohn- und stachelvoller Rede,
Dem Tropfen seinen gelben Strahl zur Fehde:

„Was flimmerst du, du kleiner Strahlenaffe
Von Farben eines andern Lichts erhellt?
Nicht fremdes Feuer ist es, das ich schaffe,
Denn glut- und strahlenvoll ist meine Welt;
Ich bin es, die als strahlende Agraffe
Zusamm' des Himmels blauen Mantel hält.
Mir zu Gefährten muß man Sonnen reichen,
Doch jeder Dunst schafft tausend deines Gleichen!"

Der Tropfen spricht: „Wohl magst du ewig glänzen
 Am Himmel hoch, im nie erstorb'nen Schein;
Den Himmel will die Rose mir ergänzen,
 Der Rose kann und will ich Sternbild sein;
Bescheid'nes Wünschen schließt in engen Grenzen,
 Im kleinen Raum so Stern, als Himmel ein.
Du magst das All erhellen und beleben,
Ich bin beglückt der Einen Lust zu geben!"

Das Sternbild spricht: „Wie kurz nur währt dein Blinken
 Du kurzer Gegenkaiser meiner Pracht,
Des Tages Strahl wird deine Farben trinken,
 Und du erlisch'st in nie gewes'ner Nacht,
Die Strahlenkrone wird vom Haupt dir sinken,
 Das Diadem aus Wasserglas gemacht,
Die Rose wird und du mit ihr vergehen,
Ich werde stets mich um die Sonne drehen!"

Der Tropfen spricht: „Ob Ros', ob Sonne man begleitet,
 Ist man Gefolg' doch nur, gering und schlecht,
Wer nicht durch selbst geschaff'ne Wege schreitet,
 In seinem Purpur bleibet er doch Knecht;
Von Sonne du, von Rose ich geleitet,
 Geziemt uns nicht der Herrschaft stolzes Recht;
Doch du darfst den Gebieter nicht berühren,
Der meine gönnt's mir, seinen Kuß zu spüren!"

Das Sternbild spricht: „So küsset die Libelle
 Die Flut, die sie sogleich verschlingt,
Sie rinnt hinab mit ihrer Grabeswelle,
 Der nimmermehr die Wiederkehr gelingt;
Doch ich erfülle stets mit Licht die Stelle,
 Die mich am Himmel ewig wieder bringt;
Denn ew'ges Licht ist meines Daseins Hebel,
Doch dich bedingt ein weggehauchter Nebel!

Der Tropfen spricht: „Geschmückt bist du zu schmücken,
Als Nadel nur des Himmels üpp'ge Brust,
Die sie ansteckt die Nacht-Welt zu berücken,
Dem Wesenall zu Lieb' nicht dir zur Lust;
Als Schatz nur soll ich die Ros' beglücken,
Als Schmuck ist sie sich meiner nicht bewußt,
Du bist Juwel im Anzug Ihrer Liebden,
Ich Liebesthrän' im Auge der Geliebten!"

Das Sternbild spricht: „Nicht Leben hat die Pflanze,
Die Rose heißt, weil sie im Grase steht;
Der lebt allein, der selbst im Sternenkranze
Ein glänzend Bild durch lichte Sphären geht.
Die Welt schmückt sich, der Fürst mit meinem Glanze,
Nach mir das Weltmeer seine Schiffe dreht,
Dich suchet Niemand in dem Blatt der Rose,
Du Scheinfürst in dem niedern Reich der Moose."

Der Tropfen spricht: „Zu dir mag Ehrsucht senden,
Und Ehrgeiz auch den Blick, die suchen Schein;
Zu mir wird sich das Herz der Liebe wenden,
Dem Kuß, der Sehnsucht werd' ich Leben sein;
Der heißen Wange werd' ich Kühlung spenden,
Versöhnend schließ' ich Glut und Fluthen ein;
Als Mittler zwischen Glanz und milden Wonnen
Bin ich dem Schooß des Aethers keusch entronnen."

Das Sternbild spricht: „Wohl stiehlest du Auroren,
Im Blatt versteckt, ein schnell verlöschend Licht,
Du stirbst jedoch durch sie, die dich geboren,
Vergehst, wenn sie dir zeigt ihr Angesicht."
Der Tropfen spricht: „So süß und auserkoren
Als solcher Tod, ist tausend Leben nicht,
Du lebst um fern der Sonne stets zu scheinen,
Ich sterb' der Ros' auf ewig mich zu einen."

So stritten sie, das Sternbild hoch verwogen,
Der Tropfen Thau mit leiser Gegenred',
Da zog am hochgewölbten Lazurbogen
Der Tag herauf in seiner Majestät,
Am tiefen Saum der Blumenthale zogen
Die Wolken hin, von seinem Hauch verweht,
Und eine Wunderschöpfung, glanzumwoben,
Hat aus dem Meer der Nebel sich erhoben.

Und wie zum Lenztag eine Schäferstunde,
So lag im Rosenkelch der Tropfen da,
Es webte sich auf seinem zarten Grunde
Des Tages Reiz und seine Gloria;
Der Tropfen ward zum Stern im Rosenmunde
Wie Rose man den Stern am Himmel sah,
Da eilt ein Gott, ihr Licht schnell zu versöhnen,
Sie küssen sich, — so ward das Aug' der Schönen!

So strahlt es auch, wie eine schöne Dichtung,
Die ewig neu im reinen Lichte lebt,
Ein Sternbild glänzt in nie versiegter Lichtung,
Wenn sich der Wimpern Nacht vom Auge hebt;
Schickt es zum Himmel wehmuthsvoll die Richtung,
So ist's ein Thau, in dem das Sternbild bebt;
Die Sonne selbst kann nie was Schön'res schaueu,
Als Thau und Stern im Auge schöner Frauen.

Tenzone.

Sprich, was kann dich mehr entzücken:
Schwarzes Aug' mit Feuerblicken,
Dunkle Brauen, schwarzes Haar?
Oder bringt dir mehr Gefahr
Blauer Augen Himmelsbogen,
Blonder Locken gold'nes Wogen?

— — —

Mit den schwarzen Locken, die um
Einen Schwanenhals sich bogen,
Rangen um den Preis der Schönheit
Blonder Locken gold'nes Wogen;

Dort aus schwarzen Feueraugen
Amors Pfeile fernhin flogen,
Hier, der Sitz geschwätz'ger Schalkheit,
Blauer Augen Himmelsbogen.

Paris, fäll' ein zweites Urtheil,
Wähl' und mach' es offenbar:
Welche Göttin ist die schön're,
Oder bringt dir mehr Gefahr?

Hier das blondgelockte Köpfchen,
Blick so mild, und Aeuglein klar,
Dort des Südens stolze Kön'gin,
Dunk e Brauen, schwarzes Haar?

Wär' ich Paris, traun, ich würde
Dort des Südens Frucht mir pflücken,
Geist und Ph ntasie verräth ein
Schwarzes Aug' mit Feuerblicken;

Geist und Phantasie, die hohen
Reize, die auf ewig schmücken,
Dazu jugendliche Schönheit,
Sprich was kann dich mehr entzücken?

Schwarzes Aug' ist Bild der Nacht,
Und die Nacht ist menschenfeindlich;
Blaues Auge lebt und lacht,
Wie der Morgenhimmel, freundlich.

Schwarzes Aug' ist Farbentod,
Tödten will's, nicht Liebe theilen;
Blaues Aug' nur schalkhaft droht,
Es verletzt nur um zu heilen.

Schwarzes Aug' ist Tyrannei,
Herrschen will es, und nicht minnen;
Blaues Aug' ist Liebestreu,
Und nur Treue will's gewinnen.

Schwarzes Haar ist Rabenhaar,
Herzen stiehlt's nur zum Ergötzen;
Blondes Haar wird blank und baar
Herz für Herz dir stets ersetzen.

Schwarzes Haar ist lodernd Blut,
Und was lodert, stirbt geschwinde;
Blondes Haar ist Mondesglut,
Ewig leuchtet es gelinde.

Schwarzes Haar ist Eisenring,
Kann wohl fesseln, doch nicht binden;
Blondes Haar ist goldne Schling',
Der sich Niemand mag entwinden.

Blaues Aug' nur du allein
Bist mir Licht und Stern und Sonne;
Blondes Haar, dein goldner Schein
Ist mir Trost und Lust und Wonne!

D'rum konnt' ich die Stunde lang
Ach! nach ihr allein nur sehen;
Wohl ward mir, und doch so bang',
Herz wie ist dir denn geschehen?

Die rechte Zeit.

Der Morgen naht in süßer Farbenmischung,
Es siegt das Licht im frühen Dämmerstreit,
Da strömt ein neues Leben voll Erfrischung
In unsre Brust, sie athmet weit.
Den milden Schein, den rosigen, zu trinken,
Entringt mein Liebchen sich dem Schlaf,
Vergebens will die Wimper niedersinken,
Als das geöffnet' Aug' den Liebsten traf.
Den Liebsten kann sie nicht, das Licht nicht missen,
Es schlägt das Herz in hoher Freudigkeit;
Gewiß, der Morgen ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen!

Der Mittag naht, ich rett' aus seiner Schwüle,
Mich eilends in das schattende Gemach,
Da sitzt die Liebste in des Zimmers Kühle,
Der Wärme gibt sie und der Liebe nach.
Verstohlen durch des Fenstervorhangs Seide
Belauschet uns ein heller Sonnenblick,
Daß ich auch diesen losen Zeugen meide,
Zieh' ich in's ferne Sopha sie zurück.
Da lehnt sie matt auf kühlen Seidenkissen,
Umfängt mich leicht im leichten Sommerkleid;
Gewiß der Mittag ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben u: d zu küssen!

Der Abend naht; wie seine Schatten locken!
Komm Liebste, komm hinaus in's Thal,

Getrieben wird, wie leichte Wolkenschatten
Zu Bette nun der letzte Sonnenstrahl.
Zu Ende ist des Tages lau es Treiben,
Zur Stille läd't die Geißblattlaube ein;
Im Lärmen wird die Liebe still stets bleiben,
Doch in der Stille wird sie lauter sein;
Kaum darf der Liebsten Aug' es wissen,
Wie Lieb' und Scham so reizend sich entzweit,
Gewiß, der Abend ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen!

Die Nacht, sie naht, und mit ihr die Erhörung,
Denn Finsterniß spricht Liebenden das Wort;
Gesichert vor des Tages bitt'rer Störung,
Empfängt sie mich am wohlverwahrten Ort.
Es sucht der Mund den Mund, und ihn zu finden,
Leiht mir ihr Aug', den milden Zauberschein;
Es ist ein Flieh'n, ein Nah'n und ein Entwinden,
Und selbst das Sträuben spricht: „Ich will'ge ein."
Die Hände sind der Redekunst beflissen,
Im sanften Druck spricht Liebesdeutlichkeit,
Gewiß, die Nacht, sie ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen!

Der Liebe Lust und Weh.

Ist es Lust in meinem Herzen?
  Ist es Weh, was mich erfüllt?
Ist es Lust, wie kann es schmerzen?
  Ist es Weh, wie ist's so mild?
Ist denn Lust und Weh' so sehr vereinigt,
Daß der Schmerz mich labt, die Lust mich peinigt?

Ist es Glut in meinen Thränen?
  Ist es Thau im Augenkreis?
Ist es Glut, wie kühlt's das Sehnen?
  Ist es Thau wie brennt's so heiß?
Ist denn Glut und Thau zusamm' gesetzet,
Daß die Glut mich kühlt, der Thau mich ätzet?

Ist es Trost in meinem Sange?
  Ist es Leid in meinem Lied?
Ist es Trost, wie tönt's so bange?
  Ist es Leid, wie bringt es Fried'?
Ist denn Trost und Leid in Eins gefüget,
Daß der Trost mich trübt, das Leid mir g'nüget?

Ist es Tag in meiner Seele?
  Ist es Nacht, was mich umgrenzt?
Ist es Tag, und Sonne fehle?
  Ist es Nacht, und Hoffnung glänzt?
Ist denn Tag und Nacht so sehr verschwistert,
Daß die Nacht mir scheint, der Tag mich düstert?

Lust und Weh, und Glut und Fluten,
  Leid und Tröstung, Tag und Nacht,
Wie sie nie vereint noch ruhten,
  Einet sich der Liebe Macht;
Eins mit sich, und doch von sich geschieden
Fühlt man ewig sich in Krieg und Frieden!

Und so leb' ich, will ich leben,
  Ewig still und aufgeregt.
Widerstreben, hin mich geben,
  Ruhend jetzt, und jetzt bewegt!
Knecht der Lieb' und Herr doch auf der Leier,
Meiner Herrin Sclav', mir selbst ein Freier!

Das Schauspiel im Schauspiel.

Das Schauspiel hatte endlich nun begonnen,
  Und was sie spielten, sie nannten es ein Stück;
Die Flitterhelden, die Theatersonnen,
  Sie traten ein und zogen sich zurück;
Der leere Schall war mir im Ohr zerronnen,
  Dem wesenlosen Schein entfloh mein Blick,
Der bunte Staat und die geschminkten Wangen,
Sie konnten Aug' und Sinn mir nicht befangen.

Sie konnten Aug' und Sinn mir nicht befangen,
  Weil sich ein neues Schauspiel dar mir stellt,
Ein Frauenbild mit zartgefärbten Wangen;
  So tritt das erste Roth aus Ostens Zelt!
Und als der Wimpervorhang aufgegangen,
  Von ihrem Aug', war eine neue Welt
Voll Wahrheit, Licht, Gefühl und Glanz und Leben,
Dem froherstaunten Auge preisgegeben.

Dem froherstaunten Auge preisgegeben
  Ward nun ein Schauspiel voller Poesie,
Mit Körper schien sich Dichtung zu verweben,
  Verwirklicht schien die Fabel der Magie.
In Formen, die der Hüllenhaft entstreben,
  Liegt zaubervoll die Macht der Harmonie,
Ein Maientag schien durch das Haus zu tagen,
Als sie das Auge freundlich aufgeschlagen.

Als sie das Auge freundlich aufgeschlagen,
Erbebte tief mein süßerschrocknes Herz
Sie anzublicken konnt' ich nimmer wagen
Doch blieb mein Blick auch nirgend anderwärts.
Gespalten so in Wagen und in Zagen,
Empfand Behagen ich an diesem Schmerz,
So hatt' ich sie zu schauen Muth gefunden,
Begierig selbst mich tiefer zu verwunden.

Begierig selbst mich tiefer zu verwunden,
Sah' unverwandt ich ihr in's Angesicht
So hat ihr Blick mich einmal aufgefunden,
Und in mein Wesen schoß ein Strom von Licht;
Doch was er sprach, ich konnt' es nicht erkunden,
Noch sinn' ich nach und seh' die Deutung nicht,
Noch sinn' ich nach und kann es nicht ersinnen,
Ob aus dem Blick war Hoffnung zu gewinnen.

Ob aus dem Blick war Hoffnung zu gewinnen.
Sprich Himmel ja, sonst spricht die Hölle nein!
Doch auch das Zweifeln ist schon ein Beginnen
Der Seligkeit, gewiß geliebt zu sein.
So will ich stets und ewig d'rüber sinnen,
Aus Tag und Nacht mir weben einen Schein,
Und diesen Schein, den ich mir selbst gewoben,
Will meiner Liebe bräutlich ihr verloben.

Abend-Vision.

Die letzte Glut war schon in mildem Schein zerronnen,
Die Dämm'rung hielt, ein Wimper zart und weich,
Das Aug' der Abendwelt mit seid'nem Flor umsponnen;
Der Mond allein, dem guten Wächter gleich,
Er sieht nur halb und leicht, was loses wird ersonnen,
In Amor's und in Hesper's Zauberreich,
Und Liebe, Baum und Blatt, aus Licht und Schwüle,
Tritt neuerfrischt in's Reich des Dunkels und der Kühle.

Ich lag dahin gestreckt in diesen Dämmerungen,
Die Blumen spielten um der Locken Saum,
Mich hielt ein waches Träumen zauberisch umschlungen,
Ich hörte, sah, doch wie? ich weiß es kaum.
Ein Glockenspiel war rings umher das All erklungen,
Mir sprach die Luft, die Blüthe und der Baum,
Ich hörte, kaum weiß ich dies Hören mir zu deuten,
Den Lorbeer und die Ros' bei meinem Haupt sich streiten.

Der Lorbeer spricht: „Nicht nur des Schwertes scharfem Hauen
Ergiebt gefangen sich mein edler Ast,
Wohl gerne mag ich grünbekränzet den auch schauen,
Der mit des Sanges weichem Stahl mich faßt,
Der mich gewinnt, wie das zarte Herz der Frauen,
Das sich ergiebt der süßen Lieder Last;
So will ich denn auch ihn mit meinen reichen Zweigen
Umfahn, als Reif des Ruhms ob seinem Haupt mich neigen."

Die Rose spricht: „Wohl mag dem Reis das Haupt
schön zieren,
Das, glückentladen, jeden Schmuck entbehrt;
Doch wird es freundlich auch das volle Herz ihm
rühren,
Das Herz, das nur ein gleiches Herz begehrt?
Der Ruhm ist Glanz, und Glanz will es nicht führen,
Weil Glanz des Lebens stilles Glück versehrt;
Die Liebe nur, die lebt von Tönen und von Düften,
Vermag allein dem Sänger dauernd Glück zu stiften."

Der Lorbeer spricht: „Die Liebe kann wohl Seelen
g'nügen,
Die sich gefallen in sich selbst allein;
Der kühne Adler wird der Sonne zu stets fliegen,
Ihn labet nicht des Mondes weicher Schein.
Die Liebe mag als Ring sich um das Leben schmiegen,
Der Ruhm jedoch ist d'rein der Edelstein,
Er geht voran die Bahn hier auf der Erden,
Um ebenbürtig dem Erhabensten zu werden!"

Die Rose spricht: „Der Gletscher auch steht hoch, es
wogen
Des Lichtes Wellen um sein Haupt mit Lust;
Doch uns scheint nur sein Glanz, er selber ist betrogen,
Nicht ist er selbst der Strahlen sich bewußt;
Die lauen Weste, mildeathmend hergezogen,
Durchwärmen nicht die eisumzog'ne Brust,
Die Herzen nur allein, die Liebe nicht verscheuchten,
Vermögen es zugleich, zu wärmen und zu leuchten!"

Es hatten Beide eine Weile so gestritten,
Was wohl des Sängers Leben mehr beglückt,
Als doch die Rose, schmollend halb und halb mit Bitten,
Dem Haupt des Halberwachten näher rückt;

Und auch der Lorbeer, der das letzte Wort gelitten
Das ihm die Rose sprach, versöhnend nickt,
Und beide nahen, um vereint mit ihren Gaben
Des Sängers Herz und Sinn zu heil'gen und zu laben.

Doch wie sie so versöhnt sich zu einander neigen
Ob meinem Haupte, frei, den Lüften bloß,
Da sah ich plötzlich eine Todtenblume steigen
Aus dem bemoosten, feuchten Erdenschooß;
Und wie auch Ros' und Lorbeer ängstlich aus ihr beugen,
Sie werden nicht des gelben Hauptes los,
Das fahl und matt, mit leichenhaftem Hauptesnicken
Dazwischen schwankt, wenn sie zum Kranz die Blätter
schicken.

Frühlingsweihe.

Dein Bräutigam kommt wieder,
Natur, o holde Braut!
Und hat von Eis das Mieder
Der frosterstarrten Glieder
Vom Busen Dir gethaut.

Er kommt, die Flatterlocken
Voll Rosen eingestreut,
Aus tausend Blumenglocken
Und Blümchenschnee und Flocken
Gestickt sein Hochzeitskleid!

Gefang'ne Gräser stricken
Die grünen Aermchen los;
Der Kräuter Spitzen blicken,
Wie schelmisch Kindernicken
Aus Mutter Erde Schooß.

Es schwillt in dunkler Stille
— Ein süßer Zukunftstraum —
Die blattgedrängte Fülle
Der grünumnetzten Hülle
Am knospenreichen Baum.

Es legen Flur und Auen
Ihr Jägerkleid nun aus,
Die Blüthenäuglein schauen,

Verschämt wie junge Frauen,
Halb aus dem Beet heraus.

Nun schwebt gleich Morgenröthen
Ein rosig Leben her;
Als ob es Klang der Flöten,
Als ob es das Erröthen
Auf Mädchens Antlitz wär!

Füllt uns mit neuem Fühlen,
Macht uns zum heitern Kind,
Daß wir mit Blumen spielen,
Daß wir in Steinchen wühlen
Wo klar ein Bächlein rinnt.

Daß unser Aug' sich heitert,
Wenn es von Thränen trüb';
Daß sich die Brust erweitert,
Und jedes Weh' sich läu ert,
So uns im Herzen blieb.

Da zieht ein freundlich Tagen
Durch Dichters off'ne Brust;
Er mag nicht fürder zagen,
Die Lieder anzuschlagen,
Der er sich froh bewußt.

Er schlägt zu Gottes Ruhme
Die fromme Harfe an;
Ihm ist ja jede Blume
In Gottes Heiligthume
Ein heil'ger Priestermann!

Den Weihrauch soll ihm liefern
Die Lilie silberweiß;
Aus tausend Blumenchiffern

Weiß Eins er zu entziffern:
„Dem Schöpfer Ruhm und Preis!“

D'rum rauscht in höh'ren Bogen
Der Liebe reiner Klang;
In vollgeschwellten Wogen
Kommt Laut nach Laut gezogen,
Sein Denken wird Gesang!

D'rum zieht in hellen Tönen
Durch alle Welt sein Lied,
Weil ihm in Lieb und Sehnen,
In Andacht und im Schönen,
Ein ew'ger Frühling blüht.

Wanderlieder.

1.

Empfange freundlich meiner Saiten Weihe,
Erhab'nes, ewig klares Lichtgezelt!
Ich schau' empor zu dir, du tiefe Bläue,
Hoch ausgespannt zum Dache dieser Welt;
Ich schau' empor und les' in deiner Klarheit
Des Schöpfers Dasein und der Bibel Wahrheit.

An dir verstummt die Frechheit jedes Spottes,
Gewährbrief einer schöpferischen Macht!
Geschrieben mit den Sternenlettern Gottes,
Herab zu leuchten durch des Zweifels Nacht!
Ein Brief, an dessen unermess'nen Grenzen
Als ew'ge Siegel Mond und Sonne glänzen!

Dir weihe ich die schwachen Sängerlaute,
Die ich der Muse sittsam abgelauscht;
Was die Natur den Saiten anvertraute,
Es sei in Wort und Ton jetzt umgetauscht;
Es steig' empor und künde als Verräther,
Was ich gefühlt, dem hochgewölbten Aether!

2.

Der Wand'rer schaut zum Himmelsbogen,
Das Auge sehnend ausgespannt,
Den Wolken die vorüber zogen,
Folgt hoffend er von Land zu Land,

Und ohn' Ermatten, ohn' Ermüden,
Vorwärts stets von Ort zu Ort,
Nach Norden bald, und bald nach Süden
Zieht magisch ihn das blaue Dort;
Und ist es dort, so ist das Blau zerronnen,
Zur Heimat zieht's, wo er zu sein begonnen.

Es buhlt das Meer, die Wellen locken;
Liebäugelnd winkt der Ocean.
Von drüben tönen helle Glocken,
Dem Räthsel gleich zieht Jenseits an;
Wir schiffen hin, die Brust voll Sehnen,
Die Küste naht, des Schmucks entblößt,
Viel dumpfer klingt das Glockentönen,
Das Räthsel, ach! es ist gelöst!
Der Duft entfloh, der Schimmer ist zergangen,
Zur Heimat zieht's, ein seliges Verlangen!

O Heimat, Friedhof guter Herzen!
Des Daseins heil'ge Sakristei!
Du Panacee der herben Schmerzen!
Du Freudenquell, stets frisch und neu!
Gespielin uns'rer Flügeljahre!
Du Amme uns'rer Lust und Freud'!
Begleite treu uns einst zur Bahre,
Hüll' du uns ein in's Sterbekleid!
Nimm du uns auf, wenn wir hinüber wallen,
Zur Heimat dort, in deine kühlen Hallen!

3.

Da sitz ich hier im grünen Thal,
Von Blüthen überbaut,
Wo freundlich weiß der Abendstrahl
Mir in das Antlitz schaut.

Da friedet sich mein wilder Sinn,
Und Trost mein Herz gewinnt,
Wenn ich so denke, was ich bin,
Und was viel Andre sind.

Ich schwimme frisch im Lebensstrom
Und segle wacker aus,
Den ganzen großen Gottesdom
Betracht' ich als mein Haus.

Denn Raum und Blatt und Stern und Blum'
Und Frauenangesicht,
Das alles ist mein Heiligthum,
Mein eigen im Gedicht.

Und wem die Brust nicht Lieder rauscht,
Dem kann das nicht geschehen,
Wer nie den eig'nen Sang belauscht,
Der wird das nicht verstehen.

Den setzet Gott nur so bei'm Zoll
Der schönen Schöpfung ein,
Daß viel bei ihm vorüber soll,
Doch nichts zu eigen sein.

Der Sänger nur spannt aus sein Lied,
Ein Netz um alle Welt,
Daß Alles, was vorüber zieh
In seine Schlingen fällt.

So webt die Töne allzumal
Aus Mondschein er, und Duft,
Und haucht sie über Berg und Thal,
In stahlgetränkte Luft.

So spinn' ich auch aus Nacht und Leid
Mir, liebesinnend, Lust,
Wenn mir in trauter Einsamkeit
Von Tönen schwillt die Brust.

Klingt herzzerreißend auch der Schall,
Bringt's Trost mir doch anitzt,
Denn auch das Lied der Nachtigall
Die kleine Brust zerritzt.

Doch weiß sie sich noch liederreich,
Singt gern die Brust sich wund,
Denn Liederschmerz ist süß und weich,
Und Liederweh gesund.

So sitz' ich hier im grünen Thal,
Von Blüthen überbaut,
In Lust zerfließt des Sehnens Qual,
Wird Liederleben laut.

4.

Empfange mich, Du großer Bau,
Du Gotteshaus: Natur!
Du ew'ge Kuppel, hoch und blau,
Du Tempelweg der Flur!

Du Wald, der Schöpfung Sakristei!
Du heil'ger Bergaltar!
An Deinem Fuß bringt fromm und frei
Das Thal Dir Weihrauch dar.

So steh' ich hier, erquickt und frisch,
Und schau' hinein in's Land,
Das pranget reich, ein Weihnachttisch,
Bescheert von Gottes Hand!

Und Berg an Berg, gleich Mann an Mann,
Die halten Wacht und Wehr,
Daß schwüle Luft nicht hierher kann
Von drüben, heiß und schwer!

Sie heben hoch das freie Haupt,
Um den der frische Wald,
Von Blättern dicht und vollbelaubt,
Gleich reichen Locken wallt.

Ihr Nacken, frisches Felsenmark
Hat sich noch nie geneigt.
Wie auch der Sturm, wohl wild und stark,
Im finstern Droh'n sich zeigt.

Die Schultern keck und frei und nackt!
In hohler Hand ein See!
Die Rippen steil und felsgezackt,
Zur Leiter in die Höh'.

So grüß' ich Dich, Du Land voll Kraft,
Das solche Berge zeugt,
Das Männer sich, wie Berge, schafft,
An freier Luft gesäugt.

So grüß' ich Tag Dich, junger Held!
Gewappnet rings mit Licht,
Der dort aus Ostens Purpurzelt
In gold'ner Rüstung bricht.

Und so, wie dort die Dämmerung
Entfliehend rückwärts schaut,
Erröthet hier in Huldigung
Die Erde, Deine Braut!

5.

Da steh' ich hier in Gottes Dom,
 Was kann der Mensch mir thun?
Die Luft ist mein, ein freier Strom!
 Der Schatten mein d'rin auszuruh'n.

Der Himmel mein, und mein sein Blau,
 Und mein der Sonne Licht,
Und mein ist ringsum, was ich schau',
 Die Schöpfung: ein Gedicht!

Und mein der Wesen Lüftebad,
 Das frisch vom Berge fließt,
Und mein das lichte Sternenrad,
 Das Nachts mich freundlich grüßt.

Und mein das Lied der Nachtigall,
 Und mein des Waldes Chor,
Und mein des Thales Widerhall,
 Und mein der Wolke Flor.

Und mein ist ein gesundes Lied
 Das aus dem Herzen quillt,
Indeß der Schwächling angstbemüht
 Ein heiser Verschen schrillt.

Und mein ist auch mein eigen Ich,
 Das ich noch nie verlor,
Wie sich auch alles fürchterlich
 Dagegen wohl verschwor!

Und mein ist auch des Wollens Kraft,
 Um keinen Druck mir feil,
D'rum bürg' ich auch in Leidenschaft
 Dir, Seele! für dein Heil.

Thema und Variationen.

Auch die stummste Liebe dichtet,
Lieb' ist ewig Poesie,
Wehe, wer sie lieblos richtet,
Er erkennt sie ewig nie!

J. R. Wyß

Fraget nicht, warum ich schweige,
Wenn das Auge Liebe thaut,
Wie sich stumm der Mund auch zeige,
Ist die Brust doch liederlaut;
Liederchen ganz zart gesichtet,
Lieben laute Reden nicht,
Doch mein Liebchen weiß und spricht:
„Auch die stummste Liebe dichtet!"

Will es euch nur anvertrauen,
Lieben, Dichten sind nicht zwei;
Läßt den Bogen Amor schauen,
Fügt Apoll die Saiten bei;
Will der Pfeil das Herz gewinnen,
Fehlt der Klang der Saiten nie,
Dichten ist ein ewig Minnen,
„Lieb' ist ewig Poesie."

Liebe! Dichtung! Zwillingsthränen,
Die das Blatt des Herzens weint,
Wenn ein stilles, süßes Sehnen,
Wie ein Frühroth uns erscheint;
Beide sind verletzt, vernichtet,

Wenn man unzart sie verkennt,
Wehe, wer sie spottend nennt,
„Wehe, wer sie lieblos richtet!"

Wer, sein Lieben zu verschönen,
Nicht des Liedes Zauber pflegt,
Wer in seinen Liedertönen
Nicht ein heimlich Lieben hegt,
Der kennt nicht ihr himmlisch Walten,
Und die selige Magie
Die vereinet sie entfalten,
„Er erkennt sie ewig nie!"

Thema.

O, sehnend Herz, ergötze Dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen,
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.

Schiller.

Variation.

O, sehnend, Herz, ergötze Dich nicht mehr
Im wachen Traum ihr süßes Bild zu pflegen,
Die Muschel auch im spiegelhellen Meer,
Sie sehnt dem einz'gen Tropfen sich entgegen;
Zur Perle wird der kleine Tropfen sehr,
Und in ihr muß sie ihren Tod nur hegen; *)
Darum an Träumen süß, doch lebenleer,
„O, sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr."

*) Bekanntlich ist die Perle eine Krankheit, welche die Muschel tödtet.

„Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen"
Gefällt der sehnsuchtsvollen Dichterbrust;
Den Wahn umfasset sie mit ihrem Fühlen,
Und Schein wie Wirklichkeit wird ihr zur Lust;
Ihr blüht der Preis von ihrem schönen Zielen,
Des Strebens Weh' ist sie sich nicht bewußt;
Sie sucht, um heißen Sehnsuchtsbrand zu kühlen,
„Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen."

„Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,"
Die wesenlosen Bilder sind zerronnen;
Die Theu're selbst kömmt liebend nicht daher,
Das Leben bringt nicht solche ew'ge Wonnen;
Der Wahn nur bringt ein Götterglück mir her,
Ein Weh durchzücket wach mich und besonnen,
Erwacht seh' keinen Zauberhimmel mehr,
„Der Arm, der sie umfassen will, ist leer."

„Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen,"
Sie lebend zu umfassen fordert meine Kraft;
Sie selbst in heißer Minne zu erzielen,
Entstreben alle Geister ihrer Haft,
Im lieberfüllten Herzen beben, wühlen
Die süßen Gifte reiner Leidenschaft,
Ihr Wesen soll mit meinem Wesen fühlen,
„Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen!"

Thema.

Locken haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwidern hab' ich nichts.

Göthe (westöstl. Divan)

Variation.

Locken, glatt und weich und seiden,
Wollt ihr Herz und Sinn verlangen?
Nun wohlan! mit allen beiden
„Locken haltet mich gefangen."

Diese Kette abzufeilen
Wäre Strafe des Gerichts,
Nur in ihnen kann ich weilen
„In dem Kreise des Gesichts."

Soll ich stets in Fesseln leben
In der Nähe ihrer Wangen,
Will ich selbst die Hände geben
„Euch geliebten braunen Schlangen."

Mich vertheid'gen? mich erretten?
Wort und Ausred'? mir gebricht's!
Wohl verdient sind meine Ketten,
„Zu erwidern hab' ich nichts!"

Blumensymbolik.

Das Bild der Lieb': die Rose,
Stand glühend in dem Moose
Des Gartens, aufgeblüht;
Und jeder, der es sieht,
Der möchte mit Entzücken
Die glühende wohl pflücken;
Es buhlen Blumen auch
Um ihren süßen Hauch,
Doch keine kann das Sinnen
Der glühenden gewinnen.
Nicht fern von ihr im Raum
Ergrünt ein Lorbeerbaum,
Der liebend, voller Neigung
Die herrliche Verzweigung
Zur Rose niederschickt.
Die Ros', die das erblickt,
Läßt ihre Blätter schwellen,
Um ihm sich zu gesellen;
Und wie sich glühend faßt'
Das Liebespaar umfaßt,
Und innig sich umschließt
Die Todesblume sprießt
Empor schnell zu den Beiden,
Und will es nimmer leiden,
Daß Lorbeer nun und Ros'
Beglückend liebend los';

Und schicket stets dasselbe
Verhaßte Haupt, das gelbe,
Um feindlich es zu wehren,
Wenn sich die beiden nähern,

* * *

So trennt nur Tod die Triebe
Des Ruhmes und der Liebe.

Humoristische

Seifenblasen.

Die Sonnenfinsterniß und meine Nasenspitze.

Wenn die Damen mit der Sonne ein Vielliebchen essen würden, sie gewännen es nie, denn die Sonne steht regelmäßig um einige Stunden früher auf, und ruft ihnen das „guten Morgen, Vielliebchen!" gewöhnlich noch in's Bett hinein.

Ob aber das weibliche Geschlecht heute, da es sich darum handelte zu sehen, wie eine glänzende Person verdunkelt wird, nicht doch früher aufstand, um dieses beliebte Schauspiel mit anzusehen, will ich dahin gestellt sein lassen.

Ich und die Sonne stiegen fast zu gleicher Zeit empor; sie am Horizonte, ich auf dem Petersthurm. Eine liebenswürdige Einladung zu Frühstück und Sonnenfinsterniß und geistreichen Bewunderinnen der erhabenen Naturschauspiele machte mir die Mühseligkeit, 266 Stufen emporzuklimmen, federleicht, und rasch, wie die meisten leeren Köpfe, stieg ich von Stufe zu Stufe immer höher, bis ich einen so hohen Posten einnahm, daß ich die Nase in die Wolken tauchte und die Menschen alle tief unter mir erblickte!

Die verehrungswürdigen Einladerinnen, zuvorkommend wie immer, waren mir auch hier zuvorge-

kommen, und waren schon im Begriff, sich gegenseitig die Finsterniß einleuchtend zu machen, als ich wie ein kleiner kartesianischer Teufel, mit dem Kopfe voran, in die Höhe emporstieg. Das ist eine seltene Carriere, mit dem Kopf vorwärts zu gehen und dennoch empor zu kommen! Auf den Höhen ist es kühl und wetterwendisch! Ich knöpfte mir meinen anmuthigen grünen gemüths-blauen Oberrock bis an das Kinn hinauf zu, daß ich aussah wie ein Faszikel Polizeiacten; der redliche und freundliche Thürmer gab mir eine weiße Schlafmütze, die ich auf das Geringel meiner blonden losen Locken setzte und tief über die Ohren herabzog; wie tief ich sie ziehen mußte, kann sich der Leser leicht denken. Ich sah aus wie die Schneekoppe; es ist schade, daß mich nicht viele meiner reizenden Leserinnen in diesem Augenblicke sahen, ich hätte furchtbare Niederlagen angerichtet, so hinreißend sah ich aus; indessen trifft sich das, zum Glücke der weiblichen Welt, nur immer wenn Sonnenfinsterniß ist!

Wir beschäftigten uns sogleich mit der Farbenlehre; wir machten einige Gläser schwarz und einige Tassen Caffee weiß. Endlich um 5 Uhr 42 Minuten fing die Finsterniß an sichtbar zu werden. Ach, hier könnte ich sentimental werden, und wenn es mir einfällt werde ich's! warum sollte ich's nicht? Es ist nicht alle Tage Sonnenfinsterniß, nicht einmal unter Don Miguel! Ich ergreife also die Gelegenheit und werde sentimental; schwache Leser können hier aussteigen,

indessen ein Bischen zu Fuße gehen und weiter unten wieder einsteigen. Leserinnen aber, die eine blaue Gemüthlichkeit und eine rosenrothe Phantasie lieben, können sitzen bleiben, wie das ohnehin bei den Gemüthlichen zu geschehen pflegt; also, sentimental! Fürchten Sie sich nicht, meine holden Leserinnen, wenn ich sentimental bin, bin ich der beste Kerl von der Welt, ein ganz herziger, inniger, tieffühlender Mensch, und ich begreife mit Ihnen nicht, wie so ein boshafter böser Bösewicht, der alle schlechten Schauspieler schlecht findet, wie so ein Rinaldini u. s. w. auf der andern Seite, so tief empfinden, so gemüthreich sein kann! Ja, meine holde Leserin, es ist unbegreiflich! Ein Mensch, der schlechte Comödianten haßt, und Kinder und Blumen liebt! Unerhört, ein Spiel der Natur! Sehen Sie, holde Leserin, wie ich mich in die Sentimentalität hineinschwinge, und Sie selbst mit hineinverwickle, ohne daß Sie es bemerken? „Ein Spiel der Natur!" Hier spiele ich mit meiner Phantasie in die Natur hinein, das ist so die Natur meiner Phantasie! Da stehe ich oben und unter mir liegt der Spieltisch der Natur, mit seiner grünen Decke; unten tief ist's noch dunkel, die sind noch im Hombrespiel; aber hier oben spielen die farbigen Wolken rouge et noir, hellroth und schwarz treiben die kleinen Gewölke sich am Himmel herum und flattern wie Lichtlöscher um die Sonne. Die Sonne aber zieht wie ein feuriger Montgolfier immer höher empor,

und streut die goldenen Strahlen wie Krönungsmünzen hernieder auf die Erde, daß sie wie im Musivgolde erglänzt; und die Wolken theilen sich und stehen auf beiden Seiten, mit allen Farben geschmückt, mit bunten Flatterbändern und glühenden Säumen, und lassen die strahlende Königin durchziehen und stürzen sich durch einander tummelnd nach ihr hin und walzen fröhlich vor und neben ihr den herrlichen Himmelssaal hinab. Da senkte sich der Mond wie eine Staarlinse in das herrliche, strahlende Sonnenauge, und die Wolkenwimpern um dieses große, helle Weltenauge zuckten dunkler zusammen, und unten überflorte sich das Antlitz der eben erst erwachten Erde, wie ein trauriges Kind, wenn das liebende Auge der Mutter sich schließt; und das Grün der Bäume und der Triften lag wie unter einer Silbergaze, und ein mattes Licht umwogte die Häuser wie Gruftlampen die Leichensteine umspielen; die Sonne aber zog mit halbverdunkeltem Auge ihre Bahn fort, und schiffte bald wie ein Kahn in die blaue Fluth, bald wie eine Sichel bahnte sie sich den Weg durch die vollen körnerschweren Wolken, bald wie ein Juwelen-Diadem lüftete sie das mit langen Locken im Horizonte hinunterflatternde goldlockige Gewölk, und funkelte ihr Juwelenwasser durch den durchgebrochenen Spitzenschleier dieses Gewölkes heraus, und in tausend und tausend Façetten und flammenden Wassertropfen spielte ihr Feuer herum auf dem vielfach

gefärbten Ringhimmel; und die fernen Berge lagen wie zum Anbeten kniend ringsum, und die Bäume tief unten schienen die frommen Häupter im stillen Gebete flüsternd niederzubeugen, und der im Westen sich niedersenkende Horizont neigte sich regnerisch wie leise nachweinend zur Erde, um sie liebend tröstend zu umfassen, und — und — und — und — — — — — — Und da kam ich mit der gefärbten Glasscheibe zu nahe an meine breitwillige Nase und die blaue Sentimentalität war weg und dafür ein schwarzer Fleck auf dem italienischen Dache meiner Nase! Meine liebenswürdigen Gefährtinnen lachten über diese vereinigte Sonnen- und Nasenfinsterniß. Ich aber machte ihnen begreiflich, daß ich nun gewiß nicht naseweiß sein werde, und da meine Nase nicht im epigrammatischen spitzigen Style geschrieben ist, sondern flach wie die Münchener Journalistik, so ein schwarzer Punkt da nicht auf die Spitze gestellt ist. Da man nicht einmal in Bezug auf meine Nase sagen kann, ich habe etwas Hervorstechendes im Gesichte, so wird meine schwarze Nasenspitze gewiß niemand in die Augen stechen! So geht es, meine holde Leserinnen, wenn man die Flecken an andern glänzenden Gestalten aufsucht, und die Gläser dazu schwarz färbt, so muß man sich zuletzt selbst an die Nase greifen, um sie vom Ruße des Lebens zu befreien! Ach, wie eine schöne Moral, etwas schwarz aber faßlich! Der Leser sieht, wie eine Tausendsasa ich bin; von der Sonne

springe ich auf die Plateform meiner Nase, von meiner Nase mache ich einen Sprung zu meinen holden Leserinnen, und, wenn ich nicht als ein ganz leichtes Wesen in der Luft hängen bleibe, so kann jede holde Leserin alle Augenblicke meine Ankunft erwarten; wenn ich nur wüßte, wie ich ankomme!

Aehnlichkeit und Unterschied.

In der Galanteriesprache nennt man den Liebhaber: „Chapeau," also Hut; in wiefern rechtfertigt die Sache die Benennung? Was haben Hüte und Liebhaber Aehnliches und wie unterscheiden sie sich?

Vor allem scheinen Hüte und Liebhaber darin ähnlich zu sein, daß sie aus Hasenbälgen bestehen; doch sind sie darin verschieden, daß man den Hut bloß für den Kopf nimmt, bei dem Liebhaber hingegen zieht man den Kopf fast gar nicht zu Rathe. — Der Hut und die Liebhaber sind auch darin gleich, daß sie von den Damen um so mehr geliebt werden, je mehr Federn sie haben: allein sie unterscheiden sich darin, daß man den Hut anzieht, wenn die Sonne scheint, den Liebhaber aber anzieht, wenn die Sonne untergeht. — Der Hut und der Liebhaber sind darin ähnlich, daß sie wasserdicht sein müssen, jener bei Regen- und dieser bei Thränenwasser; sie sind aber darin verschieden, daß der Hut vom Regen in's Trockene, der Liebhaber aber oft vom Regen in die Traufe kömmt. — Der Hut und der Liebhaber sind darin ähnlich, daß der Mittelstand nur einen hat und

denselben schont, die höheren Stände deren aber viele haben und schonungslos mit ihnen umgehen; sie sind aber darin verschieden, daß man die Hüte gerne hat, wenn sie recht fest sind, die Liebhaber aber desto mehr liebt, je loser sie sind. — Doch ist die Aehnlichkeit größer als der Unterschied; Hüte und Liebhaber gehen oft von der gnädigen Frau an das Kammermädchen über; Hüte und Liebhaber werden oft in Gesellschaften vertauscht; Hüte und Liebhaber fliegen oft bei dem ersten Windstoß leicht davon; Hüte und Liebhaber bestehen oft nur aus Katzenhaaren; Hüte und Liebhaber haben einen besonderen Reiz, so lange sie neu sind; werden sie alt, so ist es aus mit ihnen; u. s. w., u. s. w. Es ist also entschieden vortrefflich, daß der Liebhaber Chapeau heißt; die Ehemänner haben daher nichts sehnlicher zu wünschen, als daß ihre Frauen stets — Chapeaulos gehen mögen. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu gestehen, daß ich mir eine Kenntniß des weiblichen Geschlechtes, aus ihrer Art die Hüte zu tragen, zu eigen gemacht habe, die ich „Hutographie“ nenne. Ein kleines Hütchen, locker auf das Haupt gesetzt und etwas schief, verräth mir ein schalkhaftes Gemüth; ein großer Hut mit breiten Rändern, in die Stirne gedrückt und rückwärts gen Himmel gekehrt, zeugt von Eigensinn und Trotz; ein schmalgeränderteS Hütchen, etwas quer auf's rechte Ohr gestellt, zeigt von Empfänglichkeit und etwas Liebessinn; ein großer Hut mit tiefem Kopf,

aus der Stirne gerückt, läßt mich ein geniales Gemüth, eine Fehde-Dame, ahnen, u. s. w. Selbst in der Art, das Band am Hute unter das Kinn zu binden, liegt eine Charakteristik des schönen Geschlechts, und jeder Bänderzug ist mir wie ihr eigener Namenszug, aus dem ich manchen Zug ihres Lebens entziffern könnte.

Ich, ein Sechs-Wöchner;

oder:

Sechswöchentliche Gefängnißstrafe als Folge von „ungeheurer Ironie."

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er im Neuthurm geboren!"
Schiller.

Man soll sich kein Sprichwort machen; ich hatte ein Sprichwort: „Ungeheu're Ironie!" Es ist so zu sagen auch ein deutsches Sprichwort geworden, alle deutsche Zeitschriften bedienen sich dessen, aber keiner ist noch darüber zu sechswöchentlicher Haft verurtheilt worden, als ich.

Ich würde weit entfernt sein, den Grund meiner Haft zu veröffentlichen, und es ist nicht Trotz oder Hohn, die ich hasse; allein in unserer Zeit, wo so viel Demagogismus und Hochverrathsstoff in der Luft liegt, könnte es meinen vielgeliebten Feinden einfallen, zu glauben oder glauben zu machen, ich hätte politischer Vergehung halber, diese Strafe zu erleiden, und dafür will ich mich feierlich verwahrt wissen. Ohnehin

hat es einem Münchner Correspondenten im „Schwäbischen Merkur" schon gefallen, albern zu sagen: „Ich werde auf Requisition des preußischen Hofes eingesperrt."

Ich bin nach der Ehre, ein politischer Verbrecher oder Vergeher zu sein, ganz und gar nicht lüstern und ich gestehe, daß ich für alle Ehrenbecher der Rhein-Kreiser Ladendiener nicht eine Minute meiner persönlichen Freiheit hingeben möchte.

In diesem Augenblicke aber, wo in einem Theile Deutschlands die hochverrätherischen Umtriebe fast für legitim erklärt und revolutionäre Reden und umwälzerische Intentionen öffentlich für unschuldige Dinge proclamirt worden sind; in diesem Momente, wo man fast gerichtlich Aufwiegler und Revolutionärs frei und heilig spricht, in diesem Momente bildet es einen komisch-tragischen Contrast, einen ungeheuren-Ironie-Contrast, weshalb ein unschuldiger Schriftsteller von einem andern Gerichte zu sechswöchentlicher Haft verurtheilt wird; also, man höre:

Und es begab sich im Jahre 1828, im Monate Mai in Berlin, daß Dlle. Sonntag auf der königlichen Bühne spielte. Darauf begab es sich, daß ich (M. G. Saphir) ein Lobgedicht auf besagte Dlle. Sonntag in meinem dazumal von mir redigirten „Berliner Courier" Nr. 330 machte, welches folgendermaßen lautete:

An Dlle. Sonntag.

„Um daß die Anmuth sich der Muse paare,
Nahst du dich mit dem Reize der Chariten,
Gewinnst die Seele mit der Schönheit Blüthen,
Erringend zu der Anmuth auch das Wahre;
Holdselig zeigst du uns das ewig Klare,
Ein schönes Bild verbunden uns zu bieten,
Und vor Gemeinem stets uns zu behüten,
Reichst du die Kunst uns dar, die wunderbare.

Im schönen Hause ist es schön erklungen,
Ringsum verbreitest du dein Zauberwalten,
O mög' es tief aus deiner Brust gedrungen,
Nur zu dem Hohen, Höchsten sich gestalten,
In einem Kranze schwesterlich verschlungen,
Ein Künstlerleben stets sich dir entfalten!"

Ganz Berlin war glücklich, daß der Saphir einmal die Sonntag auch belobgedichtet hat! Berlin und ich, wir schliefen sanft auf unserm Bewußtsein, allein

„Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten,
Und die Polizei schreitet schnell!"

An einem schönen Morgen wurde ich vor die Polizei gerufen und mir angedeutet, wenn ich mich noch einmal unterstehe, ein solches Lobgedicht zu machen, so werde ich peinlichst bestraft werden, denn das Gedicht sei ein Censurverbrechen. Die Polizei hatte nämlich herausgefunden, daß die Anfangsbuchstaben dieses Gedichtes: „Ungeheur' Ironie" bedeuten. Ueberdies sollte mir noch meine Censur verschärft werden.

Ich wollte eine Erklärung zu Protokoll geben, allein der Assessor Herr Petersen wollte meine Erklärung nicht zu Protokoll nehmen und sagte: „Man hätte auf der Polizei nichts zu erklären!"

„Erkläret mir Graf Oerindur
Diesen Zwiespalt der Natur!"

Ich ging nach Hause und schrieb einen Brief an die Polizeibehörde, in welchem ich mich gegen die mir gemachte Eröffnung verwahrte, indem eine Komödiantin nicht über die ungeheuere Ironie erhaben sei; ein Akrostichon unmöglich ein Censurverbrechen genannt werden kann, indem kein Gesetz existirt, welches gebietet, ein Dichter müsse dem Censor sagen: „Das ist ein Akrostichon." Was die Androhungen des Einsperrens u. s. w. beträfe, hätte ich mir, da mir die protokollarische Entgegnung untersagt wurde, eben so gut gefallen lassen müssen, anzuhören, „daß ich bei der Wiederholung einer solchen That geköpft werde." Ich schloß mit den Worten: „Die offene Sprache möge einem hochlöblichen Polizei-Präsidium beweisen, welche unendliche Hochachtung ich für deren Hochherzigkeit und Gerechtigkeitsliebe habe und zeichne ꝛc."

In Folge dieses Briefes machte die Polizei eine fiskalische Untersuchung gegen mich anhängig und nach sechs Jahren lautet das Endurtheil des Apellations-Senates des Kammergerichtes in seinen wesentlichsten Punkten wie folgt:

„Denunziant Saphir hat die Censur-Behörde inducirt, einem Gedichte das Imprimatur zu ertheilen, welches ein Pasquill involvirt, „denn für eine Sängerin kann wohl nichts kränkender sein, als wenn sie in dem Contexte eines Gedichtes aus allen Prädicamenten gelobt wird, durch die Anfangsbuchstaben jeder Zeile, wenn sie zusammengelesen werden, aber ausgedrückt ist, daß die Lobeserhebungen im Contexte eine ungeheure Ironie sein sollen." „Wenn er in seiner Vorstellung an das kön. Polizei-Präsidium sagt: „Er könne den Verweis nicht als genossen ansehen, er habe eben so geduldig anhören müssen, daß er geköpft werde" „die offene Sprache" u. s. w., so kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß diese Aeußerungen in Gemäßheit §. 539, Art. 20, Th. 2, des allgemeinen Landrechtes für Injurien gehalten werden müssen, und nach 578 ibid. für schwere Injurien ꝛc."

Ich bin also von Rechtswegen wegen ungeheurer Ironie zu sechswöchentlicher Haft verurtheilt, woraus für Männiglich so manches zu erlernen ist. Erstens, daß es eine große Injurie ist, wenn man eine Schauspielerin kränkt! Zweitens, daß man nicht zu allen Polizeien sagen darf: daß man Hochachtung für ihre Hochherzigkeit und Gerechtigkeitsliebe habe, indem solches gerichtlich als ungeheure Ironie verurtheilt wird.

Nun lieber Leser, weißt du, welch' ein Verbrecher ich bin! Ich habe eine Schauspielerin gekränkt

und einer Polizei Hochherzigkeit zugemuthet; nein, ein Verbrecher bin ich demnach nicht, aber ein Narr, und die Narren verdienen, daß man sie einsperrt. In meinem Arrest aber schreib' ich 30 Gedichte an Dlle. Sonntag und alle mit den Anfangsbuchstaben: „Ungeheure Ironie!"

Lebe wohl, lieber Leser, und freue dich nicht zu sehr auf mein Eingesperrtsein; denn ich könnte aus „ungeheurer Ironie" doch nichts für den Bazar schreiben.

Literarische Kameraderie,

oder:

Etwas über das gegenseitige Lobhudeln schlechter Autoren und mittelmäßiger Talente.

Die Erbärmlichkeit ist nie erbärmlicher, als wenn sie die Feder führt, und die Feder ist nie fader, als wenn sie der Erbärmlichkeit das Wort führt. Das Erbärmlichste aller Erbärmlichkeiten ist die gegenseitige Lobhudelei, die unter den talentlosen Schriftstellern Deutschlands stattfindet. Daß aber nur die entschiedene Talentlosigkeit einer Actie zu dieser wechselseitigen Lob-Assecuranz bedarf, liegt in der Sache selbst. Nur ein schwaches, unbedeutendes Talent bedarf der lobenden Schwimmkissen, um in dem großen Ocean der Lesewelt sich obenauf erhalten zu können; nur eine lahme Muse bedarf der freundschaftlichen kritischen Krücken, um auf dem Büchermarkte mit Anstand herumhinken zu können, und nur die farblose und lederne Schriftstellerei muß sich von recensirenden Vettern und Basen mit Lobsalm anstreichen und pomadiren lassen. Ein tüchtiges Talent, ein durchgrei-

fender Geist, eine ausgezeichnete Muse bedarf keiner kritischen Gevatterschaften und Muhmenschaften. Nur bodenlose, haltlose Mittelmäßigkeit, die schreibende Oberflächlichkeit, das schale Alltägliche, kurz die Dutzendschreiber, die Schriftlöhner und Ellenverfasser können wie alle Schwächlinge nur durch gegenseitigen Halt und wechselwirkende Versicherung ihrer Producte, ihren Aproposgeburten die Dauer des Augenblicks geben. Der mittelmäßige Autor A. sagt zum mittelmäßigen Autor B.: „Lobe mich in der Zeitschrift C., dafür lobe ich dich in der Zeitschrift D." Darauf lauft der mittelmäßige Autor B. und erzählt in der Zeitschrift C., wie er in der Zeitschrift D. gelobt wurde, und der mittelmäßige Autor A. erzählt wieder in der Zeitschrift F., wie er in der Zeitung C. gelobt worden ist. Nun kömmt ein dritter mittelmäßiger Autor G. und sagt:

„Es sei gewährt mir die Bitte,
In eurem Lobhudel der Dritte!"

Nun geht die gegenseitige Einbalsamirung ihrer literarischen Leichen erst recht von statten, sie loben sich hinüber, herüber, übers Kreuz, über die Quere, in Prosa, in Versen, tituliren sich Kophta, Dalai Lama, Nabob und Mufti. Sie stempeln sich gegenseitig zu großen Talenten, eminenten Geistern, zu Genie's, Shakespeare's, zu Schillers, zu Göthe's; das Lächerlichste an der Sache ist, daß sie es zuletzt selbst vergessen, daß sie sich selbst loben und sich am Ende

wirklich für Göthe, Walter Scott u. s. w. halten. Diese geistlosen und mittelmäßigen Scribenten kommen mir vor wie ein Paar Bettler, die mit einander ausmachen, sie wollen sich gegenseitig nur mit entblößtem Haupte und nur mit dem Tittel: „Sire, Eure Majestät! Kaiserliche Hoheit!" anreden. Ein echtes Talent, ein Mann, dem die Weihe des Geistes angeboren, dem der Genius wahrhaft lächelt, der das leuchtende Feuermal der Geweihten mit auf die Leserwelt bringt, verschmäht die kleinliche Umtreiberei dieser literarischen Bandkrämer, die Innung dieser faden Lobzünftler. Erhaben über den gemeinen Verkehr dieser Kameraderie, der Wahrheit allein opfernd, sieht er mit mitleidigem Lächeln auf ein Treiben herab, welches die Wahrheit schändet, die Heiligkeit der Muse entweiht, durch Lug und gleißnerischen Prunk die Aechtheit des Talentes verfälscht, und das wie die Falschmünzerei werth- und gehaltlose Rechen- und Schaupfenninge als gediegenes Gold in Umlauf bringen möchte. Allein ein jedes Werk bringt sein Schicksal unwiderruflich mit an's Licht des Tages und an das Licht der Wahrheit. Vergebens laufen unbedeutende Talente schaarenweise Arm in Arm durch die Zeilengassen der Journale und rufen sich gegenseitig zu großen Geistern aus; vergebens schneiden sie im Angesichte des Publicums vornehme Fratzen und reißen erhabene Gesichter und laufen auf bombastischen Stelzen; das vernünftige, gebildete Publicum hat einen Instinct des Urtheils

und dieser trügt nicht, und das schlaffe Machwerk sinkt unter und die unbedeutenden Talente werden vom Publicum gehörig gewürdigt und wenn sie sich auch in ganzen Fronten demselben präsentiren. Dohlen und Gänse ziehen in Schaaren heran, und decken sich gegenseitig den trägen, schwerflügigen Flügel, aber allein kreist der Adlee in dem Aether, und selbstkräftig theilt sein starker Fittig bie blaufluthende Luftwelle. Der Schaden aber, welcher der Kunst und der Literatur durch Lobhudelei zugefügt wird ist nicht zu ermessen. Den unbefangenen Bemerker ergreift ein Ekel und ein Widerwille gegen das Treiben der Literatur, die Mittelmäßigkeit dünkt sich groß, das Flache glaubt sich erhaben und die Arroganz überwuchert waldmäßig das kleine Bäumchen der Muse. Nur das Bewußtsein der Schwäche und der Nichtigkeit fürchtet den Tadel. Nur die geistige Ohnmacht ringt nach dem Riechfläschchen des Lobes.

Mögen sich die schlechten Scribenten also immerhin anonym und pseudonym gegenseitig mit dem Rauchfaß unter die Nase fahren, das Publicum hat eine Nase, die durch Rauch und Qualm sehr wohl zu unterscheiden weiß, ob hinter dem Rauch wirkliches Feuer oder bloß Stoppelflamme ist! Dixi et salvavi.

Die Emancipation der Esel.

Welchen Einfluß die Ochsen auf die Gesammt-Menschheit haben, ist längst bekannt; nicht nur die Lebendigen, sondern auch die Todten; wenn oft der Geist der lebenden Ochsen beträchtlich auf das Volk einwirkt, so geht von den todten Ochsen wenigstens das Fleisch in Saft und Blut des Volkes über. Bis jetzt war es aber nur dem Hornvieh oder Rindvieh gegönnt, an die menschliche Tafel gezogen zu werden, an den vornehmsten Tischen fand man Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein; aber die edlere Race der Pferde wurde von dem Herde und von dem Tische der Menschen intolerant verstoßen. Dem Siege der Freiheit unserer Zeit bleibt es vorbehalten, die Pferde den Ochsen vor dem Gesetze gleich zu stellen. In der sächsischen Kammer brachte ein Abgeordneter den Antrag vor, daß man Pferdefleisch auf gesetzlichem Wege verzehren dürfe.

Wenn dieser pferdefreundliche Vorschlag durchgeht, so ist für das materielle Wohl der Völker ein großer Schritt geschehen! Es werden von nun an nicht mehr die Ochsen allein sein, die uns das Maul stopfen werden! Die Preßfreiheit ist eine wahre Bagatelle

gegen den Segen des gesetzlichen Pferdefleischessens. Den Schlächtern und den Köchen öffnet sich eine neue Laufbahn, die Kochbücher werden bereichert und der ganze Pferdehandel bekömmt einen neuen Umschwung.

Der Leipziger Meßcatalog wird dicker werden. Für die Dichter entsteht der Nutzen, daß sie ihren Pegasus, wenn er gar nichts taugt, gesetzlich schlachten und sein Fleisch essen dürfen. Der Geist der Zeit läßt sich nicht dämmern. Das Licht bricht sich seine Bahn, die Aufklärung siegt, das ist Gesetz der Vernunft; wenn wir heute durch das Recht der Freiheit die Pferde den Ochsen gleichgestellt sehen, so bleibt die menschliche praktische Vernunft nicht dabei stehen, und bald dürfen auch die Esel ihrer Emancipation entgegensehen, und das um so mehr, als die Esel wenig Feinde zu haben pflegen. Warum soll bloß das Pferd sein Fleisch gesetzlich essen lassen dürfen, warum nicht auch der Esel? Ich fühle etwas in mir, welches mich hinreißt, die Esel zu vertreten. Versammelt euch um mich, ihr mögt nun vierfüßig oder zweifüßig sein, ihr mögt lesen und schreiben können oder nicht, mir sind alle Esel gleich, ich will eure Sache führen. Ich habe große Hoffnung für euch, denn ihr findet in der Gesellschaft viel heimliches Mitgefühl!

Warum soll man das Eselsfleisch nicht auch auf gesetzlichem Wege essen dürfen? Glaubt man etwa, das Fleisch der Esel sei schädlich? O thörichter

Unglaube! Man besuche nur fleißig die menschlichen Gesellschaften und man wird sich überzeugen, wie viel Esel ein gesunder Mensch vertragen kann! Die zartesten und schwächlichsten Damen müssen oft an einem Abend sechs junge und sechs alte Esel verdauen! Und nun sind das gewöhnlich doch nur rohe Esel, man denke sich erst einen marinirten oder eingemachten Esel! Welch ein Leckerbissen muß ein eingemachter Esel sein, wenn schon die ausgemachten Esel so köstlich sind! Wenn man anhört, welch ein Geschrei die Esel in der Welt machen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, wie vortrefflich muß ein Esel-Lungenbraten schmecken! Kälberfüße müssen eine wahre Abgeschmacktheit sein gegen junge Eselsfüße; denn man weiß, daß die Esel am besten Fuß zu gewinnen wissen! Das Höchste aber, was die Gastronomie erfinden könnte, wäre eine Esel-Leber-Pastete! Die Esel haben unstreitig die gesündeste Leber, denn sie sprechen nie von der Leber weg, und wenn sie auch viel nach Carlsbad gehen, so ist das mehr Luxus als medicinische Nothwendigkeit. Durch seine Esel-Leber-Pasteten allein könnte Deutschland dem benachbarten Straßburg den Rang ablaufen. Jede Nation hat ihre Esel, aber gründliche Esel hat nur der Deutsche, die Gründlichkeit aber hat ihren Sitz in der Leber, das sieht man an den deutschen Grundgelehrten, sie leiden alle an der Leber; je härter die Leber, desto gründlicher ihre Gelehrsamkeit. Die Function der Leber ist die Gallen-

Absonderung, Esel aber haben gar keine Galle, welche herrliche Leber muß das sein!

Man denke sich das Schauspiel, wenn bei einem Familien- und Kinderfeste ein gebratenes junges Eselchen auf den Tisch käme, und der zärtliche Vater einem jeden das Seinige vorlegt und dabei moralische Betrachtungen über die Hinfälligkeit der Jugend anstellt. Man denke sich die Berliner Bühnendichter, wenn sie den Todestag eines Dichters essen und es kommt ein gedünsteter Esel mit Lorbeer-Blättern auf den Tisch, müssen sie nicht Alle mit Wehmuth an das gemeinschaftliche Los der Sterblichen denken? Die größte Rarität wäre ein fricassirter Esel, denn nur selten sind es die Esel, die früh cassirt werden! Ein Kalbshirn ist eine wahre Ledernheit gegen ein Eselshirn mit Citronensaft. Ein Eselshirn ist so unschädlich, daß eine Sechswöchnerin es essen darf!

Also warum sollten die Esel nicht mit den Ochsen, mit den Pferden gleiche Rechte, eben solche Freiheit genießen? Die Esel sind doch die ersten Urheber und Wegbahner zur Freiheit, denn nur auf den Eseln kann man auf hohe Berge kommen und „auf den Bergen,“ — sagt Schiller — „wohnt die Freiheit!“ Also meine lieben Mitmenschen, nehmt euch der Esel an, thut's den Eseln, thut's euch, thut's mir zu lieb!

Mich aber durchströmt ein schönes Bewußtsein, das Bewußtsein, auch einmal den Eseln etwas recht gemacht zu haben, eine Sache, die mir noch nie

gelungen ist. Ja, ich fühle mich erhoben und begeistert, ein edles Feuer durchströmt mich, ich bin durch und durch für die Esel gestimmt! Schafft mir einen Esel, ich mache mir so leich einen Braten aus ihm, schafft mir schnell einen Esel,

„reißt ihn vom Schreibtisch, wenn er redigirt,
schleppt ihn von der Bühne, wenn er schauspielt!"

schafft mir einen Esel, wo nicht, so leg' ich Hand an mich selbst, ihr kennt mich!

Pläne und Vorschläge, erzdumm, aber nicht ohne.

1.

Wie wäre es, wenn man, bei den vielen Diebstählen, endlich zur Sicherheit des Publicums jeden Mann, der etwas besitzt, das ihm gestohlen werden könnte, in Arrest setzte? Man müßte aber darauf sehen, daß er nicht entspringen kann, und ihm im Nothfall sechsfache Ketten anlegen! Zur Verhütung, daß die Bäume an den Chausseen nicht beschädigt werden, sollte man sie alle Abend umhauen und in die Stadt bringen. Zur Verhütung endlich, daß Niemand gestohlene Dinge kaufe, schreibe man eine hohe Steuer für den Kauf gestohlener Sachen aus.

2

Wie wäre es, wenn man mit dem Mondschein einen neuen Contract schlösse? der alte, den wir mit ihm haben, taugt nichts mehr! Er müßte sich mehr nach der Gasbeleuchtung richten, und nicht eher erscheinen, bis die Laternen ausgemacht worden sind. Sodann müßte er sich auf kleine Haus- und Comptoir-Flammen einlassen, eben so wie die Gasbeleuchtung. Z. B.: für's Theater eine Röhre und eine Flamme Mondschein, für Liebes- und Zigeunerscenen. Oder

Flammen für Hunde, die das Zimmer nicht verlassen können, und doch den Mondschein anbellen wollen; oder Flammen für ein Comptoir, das in den Tag hinein wirthschaftet, dem aber keine Sonne scheinen will. Ueberhaupt ist der Contract mit dem Mondschein schon deshalb zu verwerfen, weil er so oft Neulicht hat; wir brauchen kein neues Licht! alle Neuerungen taugen nichts! und dann liegt er alle Monat auf dem letzten Viertel!

3.

Warum hängt man vor unserm Theater nicht, wie vor Reiterbuden und Menagerien, einige Kerle hin, statt der Theaterzettel, die das Publicum anrufen: „Meine Herrschaften, kommen Sie herein, hier ist zu sehen „Jocko," ein brasilianischer Affe! frißt Kuchen und trinkt Champagner, lebt gut und hat 3000 Rthlr. Gehalt. Dann ist zu sehen: ein tanzender Gemsbock, aus der Schweiz, mit langen Beinen und dünnem Hals: Diesenselbigten seine Sprünge werden Alle in die größte Erstaunlichkeit setzen. Er ißt Alles und trinkt Chocolade und hat 3000 Rthlr. Gehalt! Sodann meine Herrschaften werden Sie sehen: das seltene Thier, welches in Europa noch selten gesehen worden: „Die Vestalin!" Auch den großen Vogel Strauß! auch Adler, Fische und Bär! Auch ist allhier zu sehen ein sibirisches Thier: Graf Benjowsky. Derselbige ist so zahm, daß die hohen

Herrschaften ihn berühren können; auch können sie sehen die südliche Giraffe: Preziosa, buntscheckig und glatt, die ißt von der Hand und läßt sich fangen. Kommen Sie herein, meine Herrschaften!" u. s. w.

4.

Jede Bühne sollte einen Nachtwächter engagiren, der bei neuen Stücken zwischen jedem Act ausriefe: wie viel es eigentlich geschlagen hat.

5.

Warum haben wir keine „Schriftstellerei-Ausstellung?" Da könnten alle Schreiber ihre Sachen hineinbringen; ein Saal Gelegenheitsgedichte, ein Saal Vaudevilles, ein Saal Sonette, ein Saal Kritiken u. s. w. Die Einnahme müßte zum Besten der armen Leser bestimmt sein. Bekäme Jemand Lust zu einem Ding, so könnte er auf dem Zettel dabei lesen, was es kostet. Gewiß ist die Ursache, daß dies noch nicht geschehen, nur die, daß alle Autoren glauben: an ihren Sachen sei gar nichts auszustellen.

6.

Den reisenden Handwerkern gehen so oft Pässe verloren. Warum ist man noch nicht auf den menschenfreundlichen Gedanken gekommen, ihnen die Pässe auf den Rücken einzubrennen? Diese feuerliche Handlung wäre eine wahre Wohlthat!

7.

Wie lange noch wird man sich erst heiraten und dann scheiden? Wann wird man endlich anfangen: sich erst zu scheiden und dann zu heiraten? Denn unser Heiraten heißt nichts anders, als sich scheiden. Von dem Augenblicke der Ehe an, lebt man fast getrennt und man ist wie geschieden; folglich ist unsere Eheacte eine Scheidungsacte; die Scheidungsacte also von einer solchen Scheidungsacte wäre eine wahre Copulationsacte! Man sollte sich also früher scheiden und dann heiraten!

8.

Warum nimmt die Direction bei manchen Stücken Eintrittsgeld und nicht Austrittsgeld? Wenn es bei manchen Stücken hieße: „Eintritt umsonst. Wer nach dem ersten Acte herausgehen will, bezahlt einen Thaler.“ Es gäbe eine herrliche Einnahme!

Kritische Betrachtungen eines Scheintodten über das Buch des Lebens.

Der Capitän T. L., so erklärt Lichtenberg, schrieb in dem Schuldenarreste zu Fleet ein herrliches Werk über die Mittel, die Nationalschulden zu bezahlen. Ich befinde mich jetzt fast in eben diesem Zustande, denn was ist der Scheintod anderes, als der Schuldenarrest der Seele, weil sie die Schuld des Lebens noch nicht abzahlen konnte an den ungestümen Gläubiger Tod.

Der Scheintod, diese Generalprobe des großen Actes Tod, diese Vordämmerung des ewigen Lebens, diese Grenzfestung des Jenseits und Dießseits, die von den Truppen beider Mächte eingenommen wird, der Scheintod allein ist der kritische Habitus, die Unparteilichkeit selbst. Man nimmt von allem Notiz was vorgeht, ohne Theilnahme, ohne Mitwirkung. Jeder Kritiker müßte eigentlich ein solches Scheintodpatent haben. Besonders aber über das Buch des Lebens, über die Sibyllinischen Blätter, die desto kostbarer werden, je mehr davon verloren geht, geht mir nun, da ich es durchgelesen und zugeschlagen habe,

die rechte Ansicht auf. Was ist das Leben anderes als ein humoristisches Buch, anderes als ein Dr. Katzenbergers Badereise, anderes als ein Jean Paul Werk, bunt und scheckig, erhaben und alltäglich, ergreifend und witzig, in dem die höchste Lust und der höchste Schmerz auf einer Seite wohnen, und dessen einzelne Blätter bald mit dem Haarseile des Glückes und bald mit dem Gnadenbande des Glückes aneinander geheftet werden? Was ist das Leben anderes als ein Buch von dem großen Unbekannten, welches Menschen als Lettern hat, und in welchem nur wenig große Menschen als Anfangsbuchstaben ausgezeichnet sind; ein Buch voll stehender Buchdruckerspieße, ein Buch, in dem die traurigen Begebenheiten mit durchschossener Schrift und die fröhlichen mit Petit gesetzt sind, ein Buch, dessen unerbittlicher Censor das Schicksal ist, welches die schönsten Stellen ausstreicht, und uns freistellt, die Censurlücken mit Seufzern oder Thränen oder gepreßten Ausrufungszeichen auszufüllen?

In diesem Buche ist nichts interessant als die Einleitung, oder das erste Capitel: die Kindheit, der Clavierauszug des Lebens! Je weiter wir in der Seitenzahl des Lebensbuches fortrücken, desto dunkler werden die Sätze, desto verworrener und verschlungener die Perioden, und die Kindheit mit ihrer erhabenen Einfachheit tanzt noch immer vor uns auf den Blättern herum, und wir möchten gerne zurückblättern, aber die Zeit, welche uns die Blätter umwendet,

reißt jedes Blatt hinter uns sogleich heraus, und wir können das Capitel der Kindheit nur im Gemüthe nachsummen, wie den Refrain einer halbvergessenen Melodie. Darum baut sich in jedem offenen Kinderauge das eingesunkene Paradies unserer Jugend wieder auf, darum klingt aus dem Lallen der Kinder uns ein Echo aus dem verfallenen Vorgebirge unserer eigenen Kindheit herüber, und jedes Kind hat ein halbwaches Doppelgängerchen in unserer Rückerinnerung, welches unser Inneres umarmt mit seinen zarten Aermchen und unser Gemüth mit seinen lieblichen Lippen umspielt.

Reich wie das Capitel der Kindheit ist das „Capitel der Liebe" an reiner Seligkeit und Wonne und Unschuld und himmlischen Frieden, aber es ist auch überreich an Schmerz und Weh und Jammer und herzzerreißender Klage! denn die Liebe ist geboren in der Wiege des Weinens, im Auge, und Liebe und Thräne sind die Rita und Christina des Lebens! Da denke ich zurück, o Tannonia, an jenen Moment, in dem bei deinem ersten Anblick ein reines, stilleres, innigeres und farbenreicheres Leben vor mir aufging, wie ein Stillleben voll Duft und Blüthen, mit seinem unwandelbaren Treuehimmel und seinen sehnsuchtsflötenden Nachtigallen, und es war mir, als hätte mir erst ein beängstigender Traum ein Wesen entrückt, das früher mein Zwillings-Ich gewesen, und mit dem ich in besseren Welten zusammen gelebt, gedacht

und empfunden hatte, und nun wachte ich auf, und dieses Wesen steht wieder vor mir in seiner langersehnten, vollendeten Schöne, und blickte mich an mit dem wohlbekannten Blicke, und mir erschlössen sich tausend und tausend Rückerrinnerungen, und mein Herz und alle meine Pulse klopften ein wonniges Te deum, daß ich das verlorene Gnadenbild wiederfand, und daß es mich anlächelt in heiliger Klarheit!

Die vier S der Liebenden.

Die Liebenden sind sinnend voll Gedanken,
Und suchen einsam durch den Wald zu schleichen,
Und ruhen gerne unterm Dach der Eichen,
Um Träumen nachzusinnen ohne Schranken.

Sind sorgsam, ach! wie einem lieben Kranken
Umweben sie das theure Herz, und weichen
Nicht von ihm, eine Gunst ihm stets zu reichen,
Und es mit Glück so gleichsam zu umranken.

Die Liebenden sind sanft, in milden Blicken,
Vergleichbar silberweißen Mondesstrahlen,
Sind Vorwurf und Verzeihung eng verschwistert.

Und selig sind, sind — Nachtigallen flüstert
Im jungen Laub vom süßestem Beglücken!
Wer sonst darf wagen, dieses auszumalen?

An die Schöne auf dem Aula-Balle.

Fliehend aus dem hohen Göttersaale,
Aus der Schönheit zaubervollem Reich,
Naht die Anmuth mit dem Zauberstrahle,
Nimmt den Sitz in Deinem Aug' sogleich,
In dem himmlisch leuchtenden Ovale.

In dem himmlisch leuchtenden Ovale,
Wohnt diese süße Himmelsfee,
Selbst die Sterne scheinen mir wie fahle,
Wenn ich gegen dieses Aug' sie seh,
Wie ich theuer auch dies Seh'n bezahle.

Wie ich theuer auch dies Seh'n bezahle,
Das mir Ruhe raubt und Fried' und Herz,
Trink' ich doch aus dieser Zauberschale,
Blicke trunken nirgends anderwärts,
Wie ringsum auch hohe Schönheit strahle.

Wie ringsum auch hohe Schönheit strahle,
Zaubern Deine Reize nur mich fest;
Nicht mit Worten dies Gefühl ich male,
Schweigend feier' ich das Götterfest,
Daß ein Urbild lebt dem Ideale!

Ehescheidungsacte von meiner zukünftigen Frau.

Erst ist das Versprechen, dann die Trauung, das Leben ist das Uebel; was nützt ein Versprechen, wenn man sich nicht zuvor traut? Liebe! Ehe! Die Ehe folgt nach der Liebe, wie ein Erbe, der das Gut, welches er erbt, vergeudet und zernichtet! Ist denn der Traualtar jetzt etwas anderes, als der Wendepunkt des Krebses an dem Himmel der Liebe? Ist der Hochzeittag jetzt etwas anderes, als der Sterbetag der Liebe? Der Trauring etwas anderes, als der Schlußring an der Kette der Gefühle? Der jetzige Brautstand ist nichts, als eine Expositions-Scene der großen Ehestandstragödie; eine angenehme Fabel, welcher die Ehe als bittere Nutzanwendung auf dem Fuße folgt; ein angenehmes Räthsel, das mit der Lösung allen Reiz verliert; ein lockendes Vorwort zu einem hundertjährigen Kalender, und eine süße Präludie zu einer traurigen Ballade. Die jetzigen Ehen sind wahre Liebesscheidungen. Man kommt sich auf den Flügeln der Liebe entgegen, und heiratet sich — um geschieden auf dem rechten und linken Flügel zu wohnen! Man verlobt sich aus Leidenschaft, und heiratet sich — damit einer dem andern Leiden schafft!

Man schwöret sich ewig zu lieben, und heiratet sich — um sich nur ewig zu lieben! Da also unsere jetzigen Copulationsacten wahre Scheidungsacten sind, so muß sich die Scheidungsacte aus einer solchen Ehe zur wahren Copulationsacte hinaufadeln, und durch eine solche Scheidungsacte will ich mich dir, meine Zukünftige, anjetzt vermählen.

Komm mit mir hinaus in die heilige Sacristei der heiligen Natur, in die feierliche Stille des Abends. Der Winter hat den bräutlichen Hermelinteppich vor uns ausgedehnt; von ferne stehen die Berge im weißen Priesterkleide; niemand ist mit uns als der unsichtbare Prediger, welcher das erste Paar in Edens süßen Räumen trauete, und dieser unsichtbare Prediger hat über uns den unendlichen Pergament- und Hirtenbrief der blauen Veste aufgerollt, und an dessen westlichem Rande hängt die niedergehende Sonne, wie das große Insiegel seiner allergnädigsten Majestät, und diese niedergehende Sonne zieht den Purpurmantel über die weißen Gefilde hin, wie eine holde Schamröthe auf die Lilienwangen der heiligen Unschuld, und die candirten Zweige sind mit Scharlach übergossen wie zum Hochzeitfackellicht, und die eisigen Glasgehänge drehen sich flimmernd wie zum Brauttanz, und ich sehe in stiller Seligkeit in den Ring deiner Augen, die den Trauring der ewigen Liebe in sich fassen, und den Ring des Himmels und den tiefblauen Himmel selbst und meinen, und in dem Sanscrit deiner Blicke

liegt das wiedergewonnene Paradies, und ein himmlisches Lächeln schwebt beseligend um deinen Mund, wie ein Muttersegen um das Bewußtsein eines zärtlichen Kindes, und ich sinke vor dir nieder auf die Knie, ein stummer Blick fleht um dein Ja, und dieses „Ja" entblüht verschämt deinen rosigen Lippen, und ein stilles Aufjauchzen aller Gefühle und die Freudenfeier der hocherrötheten Liebe sind die ewigen Zeugen dieses Bundes, und durch den hohen Dom der Schöpfung zieht ein leises, feierliches, stillverbebendes Amen.

Das Leben ein Speisezettel.

Das Leben ist nichts als ein Tisch,
Das will ich euch beweisen,
D'rauf stehen reichlich im Gemisch,
Wohl Braten, Brühen, Fleisch und Fisch,
Und eine Auswahl Speisen.

Die Welt ist unser Speisesaal,
Das Glück bedient die Gäste,
Es gibt dem Einen Bissen schmal.
Dem zweiten Bissen ohne Zahl,
Dem dritten gar das Beste!

Vor allen Dingen thut uns Noth,
Ein rechter guter Magen,
Des Lebens saures Alltagsbrod,
So wie auch seinen Schnepfenkoth,
Mit Anstand zu vertragen!

„Gesundheit“ muß man stets voran
Als Bouillon herstellen,
Die „frohe Laune“ kömmt sodann
Mit „heiterem Scherze“ auch heran,
Als Hering und Sardellen!

Das „Phlegma“ kömmt als Rindfleisch her,
Mit einer dicken Brühe,
Das ist nun zäh' und etwas schwer,
Und ist es gar nicht mürbe sehr,
Beiß't man es nur mit Mühe!

Die „Jugend“ ist „Cotelet au jus,“
Das ist ein schöner Bissen!
Doch greift man da zu schnelle zu,
So hat sich daran im Nu
Ein Zähnchen ausgebissen!

D'rauf präsentirt sich als Omelette,
Die „Freundschaft“ uns dem Leben,
Dann kömmt die „Schönheit,“ süß und nett,
Nicht mager wohl und auch nicht fett,
Als „Reisspeis' mit Zibeben.“

Von Fisch und Fleisch ein Mittelding,
Als „Leber“ kömmt die „Ehe!“
O! zu verdau'n ist sie nicht g'ring,
Wem erst das Herz nach ihr auch hing,
Der fand sie später zähe!

Der „Reichthum“ und das liebe „Geld,“
Das sind die besten „Braten!“
Dazu wird auch noch hingestellt,
Die „Aemter= und die Titelwelt,“
In herrlichen Salaten!

Die „sanften Frauen,“ zart und süß,
Als „Tauben“ sind zu speisen,
Doch muß man oft, wer weiß nicht dies?
In „böse Frau'n,“ von Kopf bis Füß',
Als „Pfeffergurken“ beißen!

Die „Hoffnung“ machet den Marqueur
Sie reicht stets blanke Teller,
Die „Liebe“ bringt den Becher her,
Und läßt ihn freundlich nimmer leer,
Vom besten Muskateller!

So laßt uns denn als Pfropfengeld
  Ein frohes „Vivat!“ geben;
Es soll die schöne Frauenwelt
Und was den Göttern wohl gefällt,
  Wir Alle sollen leben!

Etwas über Mädchenerziehung.

Soll die Erziehung des Knaben eine plastische Peripherie haben, soll die Stoffhaltigkeit des Jünglings potencirt und im Druck und Gegendruck die geistige Athletik creirt, kurz, soll sie in elastischer Art hervorspringend durch Einwirkung werden, so muß im Gegentheil die Erziehung des Mädchens einen negativen Umkreis bilden, sie muß durch Niederschlagen und Absondern und nicht durch Verbinden und Zusammensetzen ihren chemischen Seelenproceß befördern; sie sei bloß der Wendepunkt des Schlechten, die Demarcationslinie des Gemeinen und so zu sagen, nur die schützende Reifglocke über die zarte Pflanze der Weiblichkeit. Die einzige Erzieherin der Tochter sei — die Mutter. Nur die Mutter, festgeknüpft durch die Tag- und Nachtgleiche der Pflege, Sorgfalt und Liebe, kann diesem fortwährenden Knüpfbande die zartesten und lieblichsten geistigen Lehren als Seelenembleme einflicken und einweben. Nur die Seite der Mutter ist die einzige Tempelstelle, an welcher die Mädchen erzogen werden sollten. Die Nähe der Mutter sei die Iphigenienwolke, die ihr Kind dem Auge des Gemeinen, dem bloßen Tone des Ro-

hen und Profanen entrückt und dem leisesten Anhauche der Unsittlichkeit verhüllt. Wer wird zarter, reiner und heiliger mit der Entwicklungsgeschichte eines Wesens umgehen, in welchen sie sich und ihr Geschlecht der Achtung oder Nichtachtung des andern Geschlechtes entgegen treiben sieht, als die Mütter? aber liebkosende Zärtlichkeit oder mürrische Straffertigkeit sind die zwei entgegengesetzten Pole, um welche die Mütter unserer Zeit mit ihrem Erziehungsplan kreisen, ohne Ahnung desjenigen, was es bedarf, wenn die Blume der Kindheit noch unter der zarten Knospenhülle liegt. Welch süße und doch heilige Geschäftigkeit bedarf das frische, treibende Leben nicht, wenn die Knospe die Blätternacht sprengt und die Blüthe des Fleisches in Weichheit und Fülle heraustritt an das dämmernde Licht, und ein leiser, lockender Strahl des Sonnenlichtes küßend in ihr Inneres fällt, wo noch die Weiblichkeit in süßer Verborgenheit ihrem nahen Erwachen entgegenschwillt. Dann, wenn der Saft in den Kelch tritt und die Blume aufbricht, in entwickelter Schöne und die Jungfrau heraustritt in's Leben, und die Blüthen regt, die üppigen, und der jugendlichen Aeste Spiel hintreibt nach allen Lebensseiten, in diesem Schöpfungsmomente des Saitenspiels und der Träume, wenn dieser Zünd- und Blumengipfel der weiblichen Entfaltungsperiode heran nahet, dann o Mutter! welches stille Fest der Weihe! o Mütter! dann fordere ich euch auf, dann fordert euer Heiligthum euren stärksten

Priesterdienst, dann werft das Saatwort aus auf dem urbaren Boden, stehet wie ein Cherub mit dem flammenden Schwerte der Aufmerksamkeit vor dem noch unverlornen Paradiese ihrer Unschuld! O! um diese Zeit wachet, daß keine Schlange die Blume Gottes vergifte! Vor allem entfernt sie aus dem Kreise jener Gecken und Sinnfische, aus der verpesteuden Atmosphäre jener Zartlosen und Halbwilden, die mit Wort und That, mit Blick und Geberde frevelnd in die heilige Verzäunung der Sittlichkeit brechen, die in der reinen Melodie der Weiblichkeit nur die Klapperblechen der Sinnlichkeit vernehmen, und in dem Sanskrit ihres unentweihten Wesens nur das Geschlechtsnotenstück erblicken. Vor der Berührung dieser Rohen hütet eure Töchter stets, und hundertfach mehr in dem Wendepunkt der Kindheit, wo sie in das Zeichen der Jungfrau tritt, und wie die Mimose von der leisesten Berührung erinnert und gewarnt wird! Ein noch häufigeres und fast privilegirtes Gift ist die Lectüre, welche die Mütter ihren Töchtern gönnen und die frühe Ausbildung, die sie ihnen geben. Diese Frühzeitigung der jetzigen Mädchenwelt ist der Frostbrand ihrer Liebenswürdigkeit; wahrlich, eine betrunkene Nachtigall, ein Colibri mit Sporen und ein Mädchenantlitz mit einem gemalten Schnurbarte sehen lieblicher aus als ein solches Mädchengesicht mit dem scharfen Gepräge früher Verstandesbildung! Die Erfahrung, diese Weltgeschichte der Vernunft, ist der

Gewährsmann, daß diese Frühzeitigung früher Reiz zum Verderben ist, weil das Erkenntnißvermögen des Verstandes dem des Herzens vorspringt, und sie früher Schlüsse machen lernen, ehe ihre Urtheilskraft reif und ferm ist. Und nun gar das Lesen! es ist kein Paradoxon, wenn man behauptet, daß seitdem die Mädchen die Bibel mit einem Romane und den Nähtisch mit dem Conversationslexicon vertauscht haben, seitdem haben sie auch für die Goldstücke des Gemüthes und der Weiblichkeit die Schau- und Scheidemünze der Affectation eingewechselt, und zahlen auf den großen Solowechselbrief ihrer Weiblichkeit nur terminenweise ein Paar Procentchen in Farb- und gemischten Waaren einer einstudirten Aus- und Verfeinerung ihres eigenthümlichen Wesens.

Nachtigallen-Duett.

Männchen.

Es rauscht der Wald, es klingt der Bach,
Es tönt in allen Räumen,
In mir auch werden Lieder wach,
Aus ahnungsvollen Träumen;
Von Hoffnungsdrang, von Liebempfang,
Von unbekanntem Sehnen,
Von Leid und Lust der Sängerbrust,
Soll meine Stimme tönen.

Weibchen.

Soll meine Stimme tönen
Ihm zu verkünden meine Näh'?
Mich faßt ein schüchtern Wähnen,
Daß mich des Lauschers Aug' erspäh'.
Wenn lustgeröthet, er Triller flötet,
Wenn schmeichelnd seine Stimme girrt,
Treibt mich ein Drängen, von Liebesklängen,
Ich fühle mich so süß verwirrt.

Männchen.

Ich fühle mich so süß verwirrt
Im Labyrinth der Lieder,
Es tönt, so weit mein Sang auch irrt,
Mir stets ihr Name wieder.
Sie ist das Band, das mich umwand,
In diesem Weltgetriebe;

Ihr Echo ruft, mir durch die Luft,
Zur Heimat stiller Liebe.

Weibchen.

Zur Heimat stiller Liebe
Sehnt sich mein schmachtendes Gemüth,
Als ob ein Weh mich triebe;
Verkünd' ihm diesen Wunsch, mein Lied!
Im Duft der Rosen, im Zephyrkosen,
Zieh' hin verrätherischer Laut,
Verkünd' ihm leise, nach Minneweise,
Was ich mir selbst kaum anvertraut.

Männchen.

Was ich mir selbst kaum anvertraut,
Muß ich im Lied verkünden,
Mich drängt es hin, die Sängerbraut
Im stillen Nest zu finden.
Muß Liederglut und Herzensblut
Mit Philomelen theilen.
Ich kann nicht mehr, allein und leer
Auf diesem Baume weilen!

Weibchen.

Auf diesem Baume weilen
Will ich, bis mir die Antwort klingt.
Wie sich die Blätter theilen!
Wer ist's, der mir so nahe dringt?
Was muß ich sehen? Es ist sein Flehen
Das ist sein liebemilder Ton!
Ob ich mich neige? ob ich mich zeige?
Ach, ich ersehnt' ihn lange schon!

Männchen.

Ach, ich ersehnt' ihn lange schon,
Der Liebe Sternenabend!
Jetzt gönne mir der Treue Lohn,
Dein Herz, so süß und labend.
O laß mich ein, o laß mich ein,
In Wonnen zu verschweben,
Sonst ist dies auch mein letzter Hauch,
Dich lieben nur ist leben!

Weibchen.

„Dich lieben nur ist leben,"
Sprichst du und willst dich tödten doch!
Komm' süßer Mann, komm' süßes Streben,
Raum ist für dich in Blättern noch;
Doch hörst du's rauschen? die Menschen lauschen,
Verräther sind ja immer wach!
D'rum komm nur leise, laut ist's im Kreise,
Es rauscht der Wald, es klingt der Bach!

Beide.

Es rauscht der Wald, es klingt der Bach,
Es tönt in allen Räumen,
In uns auch bebt ein Echo nach,
Von sel'gen Liebesträumen;
Sie wollen heut', zur Wirklichkeit,
Sich zauberisch verschönen,
Und Gruß und Kuß, und Hochgenuß,
Soll unser Lied nun tönen!

Mitternachtsständchen.

Durch Sturm und Ungewitter
Du herzenssüße Maid!
Zieh't singend her dein Ritter,
Im leichten Sängerkleid.

Durch Sturm und Ungewitter,
Mit aufgelös'tem Haar,
Bringt er auf seiner Zither,
Ein traurig Ständchen dar.

Durch Sturm und Ungewitter
Tönt traurig hin sein Lied,
Wo er beim Fenstergitter
Sein grausam Liebchen sieht.

Durch Sturm und Ungewitter
Zieht klagend hin sein Laut,
Den schmerzlich er und bitter.
Den Lüften anvertraut.

Durch Sturm und Ungewitter
Rinnt seine Thräne heiß,
Und schmelzt die Blumenflitter,
Am Fensterglas aus Eis.

Durch Sturm und Ungewitter
Zieht er von hinnen nicht,
Bis nicht sein Herz in Spliter,
Wie seine Leier bricht.

Durch Sturm und Ungewitter
Stand todt er einst da,
Hinauf zum Fenstergitter
Das starre Aug' noch sah.

Durch Sturm und Ungewitter
Zieh't herzenssüße Maid!
Zu Grabe nun dein Ritter,
Im leichten Sterbekleid.

Zur Genesung, oder die Ergänzungen.

Man sagt, wenn Jemand nieset,
  Wohl „Zur Genesung" drauf,
Doch ob's von Herzen fließet
  Im ganzen Lebenslauf,
Ob sie im Sinn nicht haben:
„O, lägst du doch be — — —"
(Er nies't).
Zur Genesung!

Der sagt, er sei entzücket,
  Nun wieder uns zu sehen.
Wie er an's Herz uns drücket,
  Wer kann da widerstehen?
Doch denkt er ohne Zweifel:
„O, hol' dich doch der — — —"
(Er nies't).
Zur Genesung!

Betheuert uns ein Mädchen
  Mit Hand und Mund und Schwur,
Sie hätt' im ganzen Städtchen,
  Ja dich zum Liebsten nur;
So glaubt gewiß, die Hexe
Hat nebenbei noch — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Thut Jemand uns ganz schöne,
Nennt uns den besten Freund,
Und spricht mit heißer Thräne,
Er wär' mit uns vereint,
Da kommt er sicher morgen,
Sich hundert Thaler — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Schimpft dorten die Actrice,
Ein arger Recensent.
Die er von der Coulisse,
Fast gar nicht, gar nicht kennt,
So glaubet mir dies Bärbchen,
Gab ihm gewiß ein — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Und fehlt in einem Buche
Euch der Zusammenhang,
Ihr werft's mit einem Fluche,
Den Schreibtisch entlang,
Doch denkt, es hat's verwichen
Der Censor erst ge — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Man schreibt ein Wort der Klarheit,
Zuweilen wohl recht brav;
Getroffen von der Wahrheit,
Fühlt sich der Fuchs, das Schaf,
Da werden sie zur Furie
Und nennen es In — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Wie gerne möcht' ich spinnen
Noch weiter fort dies Lied,
Braucht' gar nicht viel zu sinnen,
Weil vieles man so sieht:
Doch hör' ich euch schon denken:
Wir wollen dir's schon — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Dank und Bitte.

Ich danke dir, Allgütiger dort oben,
Daß du vor Tausenden mich hast erhoben,
Daß du mir gabest Lust und Kraft
Zu mancher schönen Wissenschaft:
Mir hast enthüllt den Reiz der Wesen,
Daß meine Augen offen lesen,
Des Lebens Werth, des Lebens Tand.
Daß du gepaart mir mit Verstand,
Des Liedes Kraft, die Lust der Töne,
Daß sich die Charis mir enthüllt, das Schöne,
Daß ich des Werths mir wohl bewußt,
Verachtend schau auf andrer Lust;
Daß ich erfüllt vom Geistigreinen;
Mich nie geselle zum Gemeinen;
Daß ich nicht kenn' der Wollust Gier,
Dafür, o Ew'ger, dank ich dir!

Ich bitte dich, Allgütiger dort oben,
Der du den Geist gelegt im Erdenkloben,
Laß nie des Wissens und des Denkens Frucht
Entarten einst zur giftigen Zweifelsucht;
Daß ich nicht frech versuch' zu lösen
Den Knäuel der unerforschten Wesen;
Daß ich nicht leg', ein Skorpion,
Des Wissens Zahn und Religion,
Daß mich der Eingang zu des Wissens Thoren

Nicht schon berausch' zum eitlen Thoren;
Daß ich des Liedes Trost und Heil
Für Göttersold nicht trage feil.
Daß auch des Scherzes Göttergabe
Ich nicht entweih zur Pöbelkost und Labe;
Daß ich nicht murre ob dem Schmerzensstich,
Darum, o Ew'ger bitt ich dich!

Ich danke dir, Allgütiger dort oben!
Daß mich die Guten lieben, loben,
Daß ich ein Herz hab' ohne Harm,
Daß ich die Meinen liebe warm,
Daß auf der Lipp' ich trag das Herz
Bei fremder Lust, bei fremdem Schmerz,
Daß mich die Thräne labt, wenn tiefzerrissen
Mein Herz sich Nachts ergießt am Kissen,
Daß ich das Morgenroth dann heiter schau,
Wenn es vom Aug' mir trinkt den Thränenthau,
Daß ich so lange band der Sinne Hyder
Bis der Altar mir giebt die Eine wieder,
Daß mich kein Erdenglück verlockt von ihr,
Dafür, o Ew'ger, Dank' ich dir!

Ich bitte dich, Allgütiger dort oben!
Laß mich den Pöbel nicht erproben,
Bewahre mich in Leid und Mißgeschick
Vor der unzarten Menschen rauhem Blick,
Daß nicht das Niedrige, Gemeine,
Verletzung mit Verletzung eine;
Daß sie nicht fahren mit der rohen Hand
An das Gefühl vom Schmerz noch wundgebrannt,
Daß sie mit Ungeschick und spitzen Tone
Nicht greifen in des Herzens Krone.

Laß mich, o Gott, in Lust und Pein,
Gefährte nicht des Rohen sein,
Gieb mich zum Spiel nicht hin und Zeitvertreib,
Dem blöden, dem entherzten Frauenleib,
Daß ich ersticke nicht im dumpfen Schlamme
Des Herzens und des Geistes Flamme.
Vor Schonungslosen nur o rette mich,
Darum o Ew'ger, bitt' ich dich!

Die Nacht.

Wie lieb' ich dich, o Nacht! wenn du deinen sterngestickten Mantel ausbreitest über das Firmament und mit deinem kühlendem Odem die heiße Atmosphäre durchwehst! Wenn deine heilige Stille das nichtige Tosen des Tages verdrängt und die Gedanken fördernde Ruhe das leere Getümmel verscheucht! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Wenn du dein dunkles Leichentuch über die Welt, wie über einen Sarkophag deckst und die matten Sterne wie Kandelaber bei ihr anzündest! Wenn du das Geschenk der gütigen Götter, den Trost der Menschheit, das Tageslicht verscheuchst: wenn du den anmuthigen Tanz und Wechsel der Farben verschlingst und in ein eintöniges Schwarz hüllst die bunte Natur! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du schleichst theilnehmend in mein Gemach und theilst mit mir Gefühle und Stimmung, die sonst allein verschlossen ich hatte im Herzen; du führst an deiner Hand den süßen Schlummer, den Kummerbezwinger, den zeitlichen, täglichen Erlöser! Du wickelst deine milde Finsterniß

wie weiche Seide um wunde Stellen und schmiegst dich wie ein liebendes Weib an die gramumzogene Brust! Du theilst das Lager des Einsamklagenden und du durchwachst gesellig mit dem Schlummerberaubten die Wüste langgedehnter Stunden! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Du kömmst zigeunerhaft und gespenstig, stiehlst dich durch verschlossene Thüren und sagst dem Herzen wahr in grauenvollen Ahnungen! Du gräbst die Schmerzen geschäftig wieder heraus aus den sie bedeckenden Gegenständen und Dingen des Tages und kleidest sie heraus zu unserm erneuten Weh' und Kummer! Du mordest selbst den heiligen himmelsgesalbten Schlaf mit den Dolchen der Träume oder du wiegst durch süße Gebilde uns ein, entfliehst des Morgens mit ihnen und höhnst im Entfliehen uns aus! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Deine ambrosische Nähe labt mein verletztes Gemüth! Du führst in deinem magischen Schatten liebende Wesen mir vor! Aus deinem dunklen Zauberschleier treten lichtvolle Gestalten heraus! Wornach mein Herz sich sehnt und was ich in den hellen Strahlen des Tages vergebens suche, das führst du in süßer optischer Täuschung mir vor die schmachtende Seele! Aus deiner Finsterniß oben treten die fernen Lieben in transparenten Zügen sichtlich heraus! Du bescheinst mir die Geister schmerzlich Vermißter und auf deiner gestirnten Strick-

leiter steigen die Seelen der Dahingeschiedenen vom Himmel zu mir nieder! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Du rüttelst ungestüm an dem Sarg der Liebe, rufst aus dem Friedhof meines Herzens die lebendig begrabenen Schmerzlichbeweinten heraus, und störst grausam die Kirchhofmuse meines Gemüthes. Du malst auf die Schragen Kerkerwände, mit denen du das Leben überbauest, trügliche Phantome, um dich an dem Schmerz der erwachenden Täuschung zu laben! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du führst an der verschwiegenen Hand meine einzige Geliebte, meine Muse mir zu! Du bist unser Brautwerber, unser Traualtar und unser Priester zugleich! Deine Sterne kreisen wie Hochzeitsgäste um uns herum, und das süße Lippenspiel der keuschen Muse belauscht der geheime Pulsschlag der schlummernden Natur! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich o Nacht! weil du dein finstres Antlitz der Muse nur zeigst! weil du dein Trauertuch windest um die goldenen Saiten, daß sie gedämpft wie eine Leichentrommel ertönen! weil du nicht den Schmelz des Morgenrothes und nicht die Milde des Abendrothes hauchst in die Töne der nächtlichen Leyer! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du ziehst deine geliebte spanische Wand zwischen mir und dem herz-

losen Getümmel! Du entziehst mir das hirnlose Carousselspiel der hohlen Welt, das leere Lächeln, die übertünchte Nichtigkeit, die geschminkten Gesichter und Herzen und das große chinesische Hölzelspiel der Formen und Gestaltungen des Welttreibens! Du stürzest deine Vehmkappe über alles nichtige Gesindel und über alle die tausendgestaltigen Lumpen, daß sie unsichtbar werden dem menschlichen Auge! wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wünsche und Entschädigungen.

Wenn man auch allen Menschen alles Gute wünscht, so kommt man oft in Verlegenheit, es einem Theile der Menschen nicht recht zu machen, und man müßte diesen Theil immer für diese guten Wünsche entschädigen. Wünscht man z. B. allen Menschen gute Gesundheit, so sind die Aerzte dagegen; zu ihrer Entschädigung wollen wir ihnen also unsere gebrechlichen Theater, die kranke Phantasie unserer Dichter, die Fieberparoxismen aller Enthusiasten, die schwindsüchtigen Dramen, die einseitigen Urtheile und die gallsüchtigen Scribenten überlassen.

Wünscht man allen Menschen Ruhe und Frieden, so lehnen sich die Advocaten dagegen auf; um diese zu entschädigen, geben wir ihnen: Müllners „Zwiespalt der Natur," den „Scheidungsproceß von Kalk und Alkohol," die „Klage der Ceres" von Schiller, den „häuslichen Zwist" von Kotzebue, den Streit der Elemente und den ewigen Hader zwischen Vernunft und Dummheit.

Wünscht man allen Menschen Glück und Segen, so lehnen sich die Zeitungsschreiber auf, die von Unglücksfällen leben; um diese zu entschädigen, überlasse

ich ihnen: Die Ueberschwemmung durch schlechte Zeitschriften, die Hungersnoth im Repertoir, die Feuersbrunst alter Gecken, die entsetzliche Dürre unserer Conversation und das große Unglück, welches der Janhagel zu allen Zeiten anrichtet u. s. w. u. s. w.

Der Morgen.

Wenn ich des Morgens recht frühe hinausgehe in den englischen Garten und die schöne Natur genieße, die wie jede natürliche Schöne am reizendsten ist im Erwachen, wo sie so frisch, so üppig einladend, so genußheischend und genußgebend ist, wo sie, mit aufgelösten Bändern, alle Schönheiten im blühenden Morgen-Incarnate den offenen Sinnen entgegenschilt, wo sie kaum entstiegen dem Bade des Morgenthau's aus dem ersten Gewande mir entgegenschwillt mit den hüllenlosen Reizen und mit ihrer warmen und reichen Fülle, wenn ich dann mit offenen, freudigen und gekräftigten Sinnen mich hineinstürze in die liebeglühenden, liebeblühenden, weitgeöffneten Arme der Morgen-Schöne; wenn die Gebüsche wie aus dem Schlummer erwachte Kinder, die mir bis an die Brust reichen, mir ihre zarten Aermchen entgegenstrecken, und die markigen Bäume wie turnierende Jünglinge dastehen und das Haupt stolz emporheben in die gewürzte Luft, und die alten Baumstämme wie lebenslustige Greise noch mit gekrümmten Rücken sich des Daseins freuen und die kurzbehaarten Häupter freundlich schütteln, und wenn die Nachtigall singt,

ohne daß die preußische Staatszeitung sie ex offo in Weihrauch einpolitisirt, und wenn ich dann denke: „Ich bin ein König!“ und kein österreichischer Censor da ist, der mir diesen demagogischen Gedanken aus dem Kopf streicht, und wenn ich mich so recht satt schwelge an den entblößten Reizen der schlummerentrungenen Schöpfung, dann, dann freue ich mich nicht nur, daß ich das alles mit so empfänglichen Sinnen, mit so vollen Zügen in mich schlürfe, sondern ich freue mich auch dabei, daß viele andere es nicht genießen: Z. B. der türkische Kaiser und der österreichische Beobachter, der Dey von Algier und der Lyoner Correspondent, Don Miguel und — und — und eine sehr schöne und sehr geistreiche Dame, die mir letzthin behauptete, wenn man um zehn Uhr aus dem Bette steigt, so sei dann erst Morgen. Ich freüe mich, daß diese nicht den Morgen mit mir genießen, denn ich bin auch an der Table d'hôte der Natur lieber allein als in appetitloser Gesellschaft, oder in solcher, denen doch im Grunde kein guter Bissen zu gönnen ist. Ja, da wiederhole ich mir mein demagogisches: „Ich bin ein König!“ und ich bin auch ein König; und ich will es, meiner zukünftigen Frau zu liebe, beweisen, daß ich ein König bin, und daß sie also eine Königin in Spe (d. h. nicht etwa Saphir's poetische Ehehälfte) ist. Ich breche hier ab, um den schönen Leserinnen, unter denen vielleicht eine sich befinden könnte, für die ein Königreich so viel Anzie-

hendes hat, um alle sonstigen Bedenklichkeiten zu überwiegen, bis morgen Zeit zu lassen, sich bei meiner morgen schon legitimen Majestät heute noch anmelden zu können.

Nichts ist leichter zu beweisen, als daß ich König eines großen Reichs, nicht nur eines großen Erdreichs, sondern auch eines großen Himmelreichs bin. Denn keine Macht der Welt kann mir abstreiten, daß der Raum oder der Platz, den meine beiden Füße einnehmen, mein Eigenthum ist, denn den kann mir kein Kaiser der Welt nehmen; aus dem Raum hinaus kann man keinen Menschen schaffen. Selbst wenn man ihn umbringt, muß er doch begraben werden und nimmt nur noch mehr Erde ein.

Dieser Platz, den meine zwei Füße betreten, gehört also unstreitig mir an, dieser Platz gehört aber in der Tiefe bis zum Mittelpunkte der Erde mir an; weiter nicht, denn mein Gegenfüßler hat auch sein Recht bis an meine Grenze. In die Höhe hinauf gehört eben so viel Raum zu meinem Eigenthum. Das alles zusammen macht das größte Reich der Welt aus. Ich habe also auch ein Oberhaus, welches mir auf dem Kopf herum geht und ein Unterhaus, welches ich mit Füßen trete.

Da die ganze Erde ganz gewiß schon mit Todten gefüllt ist, so ist ein großer Theil meines Reichs bevölkert, und welche Unterthanen, welche vortreffliche Unterthanen sind die Todten! Sie lassen sich alle

Auflagen gefallen und murren nicht, man zieht ihnen das letzte Hemd aus und sie schweigen, man sezirt sie und sie geben noch ihren letzten Tropfen Blut her. Dann die Beamten, die ich bei diesen meinen Unterthanen angestellt habe, das heißt die Würmer, die sich mit ihrem Fleische ernähren, was sind das für humane Menschen! Ohne Unterschied des Glaubens nagen sie an allen meinen Unterthanen, ja, das Judenfleisch soll ihnen sogar am besten schmecken. Alle anderen Unterthanen schwören ihrem König „Treue bis in den Tod!" Dieser Ausdruck muß jetzt auf Veranlassung des Königs der Niederlande anders gemodelt werden; denn der König der Niederlande meint, daß in dem Vertrage der freien Rheinfahrt von 1815 heiße es „bis in die See" aber nicht auch in dem See, folglich wenn man dem König Treue bis in den Tod schwört, so heißt es eigentlich bis an die Grenzen des Todes, aber todt selbst brauchen wir uns nicht für ihn zu machen! Meine Unterthanen aber fangen mit ihrem Tod erst ihre Treue gegen mich an. Was nun mein Reich über mir, meine Luftprovinzen betrifft, die werden erst finanziell lucrativ, wenn ich erst so weit bin, einen Transitozoll erfunden zu haben. Ein jeder Nagel, der durch mein Reich passirt, müßte ein paar Federn lassen, jeder blaue Dunst der durch mein Reich zieht, müßte Religionssteuer bezahlen, jede Wolke, die mir die Sonne entzieht, müßte einen Lichtkreuzer abgeben; käme einmal Mad. Garnerin

mit ihrem Luftballon, so behielte ich den Luftballon und ließe Mad. G. in Gottesnamen weiter ziehen; wollte Jemand in meinem Luftreich ein Luftschloß bauen, so müßte er mir Grundsteuer, dann Haussteuer, dann Fenstertaxe und obendrein Toleranz-Abgabe entrichten. Trüge einmal ein Windstoß ein Blatt durch mein Reich, müßte ein Censor 7/8 davon in die Tasche stecken. Wollte nun endlich gar Jemand durch meine Luftregion in den Himmel fahren, da würde ich schön Pfeifen schneiden! Ein Jesuit müßte mir — doch nein, ein Jesuit kömmt nicht in den Himmel — jedoch er käme bis an den Himmel, dann müßte er wieder zurück und müßte also doppelt Transitozoll bezahlen, und zwar nach dem englischen Srawbäck-System.

Ich bin also ein großer König! und um so mehr König, da ich keinen kleinen Fuß habe! Es muß also jeder auf die Größe seines Fußes stolz und eitel sein und nicht auf die kleinen Füße. Da ich auch des Morgens frühe aufstehe und nicht bis zehn Uhr schlafe und dann erst anfange zu ruhen und zu geruhen, so bin ich auch längere Zeit ein König, quod erat demonstrandum!

Große Revolution im Reiche der Schnürleiber,

oder:

Der Kampf der neuen Schnürleiber mit den alten Schnürleibern,

oder:

Herr Flittner, die Schnürleiber, die Damen und ich.

> Holder Friede,
> Süße Eintracht,
> Weilet, weilet,
> Freundlich über diese Stadt.
> Schiller.

Fast alle großen Begebenheiten der Weltgeschichte wurden von außerordentlichen Naturbegebenheiten, von schrecklichen Phänomenen viel früher prophetisch angekündigt. Vor Cäsars Ermordung seufzte die Luft und die Sterne weinten Blut; vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges hingen blutige Schwerter am Himmel, und das furchtbare Erdbeben unter Titus war der Herold des Verfalls des römischen Reichs. So scheint die Natur große Ereignisse zu ahnen und in schmerzlichen Krämpfen vorher zu fühlen. Diese Erfahrung dringt sich jetzt mit aller Macht auf, in dem Momente, wo das langebestehende Reich der Schnürleiber drohlich gefährdet ist!

Wie lange ist es, daß in Augsburg ein Sonnen=

Regenbogen gesehen ward, und in Frankfurt am Main „die verwandelte Katze“ ausgepocht wurde? Wie lange ist es her, daß in den Rheingegenden ein Erdbeben war und in Wien „Wilhelm Tell“ auf die Bühne kam! Solche ungeheuere Erscheinungen ließen eine furchtbare Explosion befürchten; — sie ist ausgebrochen. Die „Dynastie der Schnürleiber soll gestürzt werden,“ und „das Blankscheit nicht mehr sein!“

Herr Flittner hat in seinem Buche: „Ueber die Kunst der schönen Bekleidung“ einen Vernichtungskrieg gegen alle Corsetten begonnen, einen Krieg, der die weibliche Toilette zu sehr bedroht, aber doch der weiblichen Schönheit zu nützlich sein dürfte, als daß ein Verehrer des schönen Geschlechts in und außer Schnürleiber dabei ruhig bleiben könnte. Als ganz neutrale Macht steh' ich zwischen Herrn Flittner, den Schnürleibern und den Damen, und will es versuchen, die streitenden Parteien zu vereinigen.

Betrachten wir die Damen auf der einen und die Schnürleiber auf der andern Seite, so ist die Vereinigung dieser zwei Wesen so alt und herkömmlich, daß es dem Forscher schwer wäre, zu unterscheiden, ob die Schnürleiber für die Damen oder die Damen für die Schnürleiber gemacht worden sind. Wie die Amerikaner glaubten, ein Reiter sei ein mit dem Pferde zusammengewachsener Mensch, so könnte man glauben, die Dame ist eine mit dem Schnürleibe zusammengewachsene Person. Wenn sie auch nicht zu-

sammengewachsen sind, so sind sie doch zusammen aufgewachsen. Es ist aber jedem feinen Manne zur zweiten Natur geworden, diesen Gegenstand, das heißt, die Schnürleiber, so zart als möglich zu berühren, da sie den Damen so sehr am Herzen liegen.

Nun aber kömmt Herr Flittner, und pflanzt sogleich sein schweres Geschütz in Form ein Kupfertafel gegen diese wehrlosen Schnürleiber auf. Der Umriß der „mediceischen Venus" ist mit dem Umriß einer „modernen Schnürbrusttaille" neben einander abgebildet. Das ist ein arger Streich! Die Schnürbrusttaille sieht gegen die Venustaille verzweifelt Zangenkäfermäßig aus. Dagegen erlaube ich mir im Namen der Schnürleiber einzuwenden, daß die mediceische Venus gewiß einen Schnürleib getragen haben würde, wenn sie seine persönliche Bekanntschaft zu machen Gelegenheit gehabt hätte.

Nach Herrn Flittner bringt der Schnürleib bei den Damen gerade dieselben Symptome hervor, wie ein Liebhaber, nämlich:

„Beängstigung, Herzklopfen, Schwindel, Brustbeklemmung, Schwindsucht, Krämpfe, Ohnmacht u. s. w."

Ferner meint Herr Fl., der „Druck der Schnürleiber" sei schädlich, das ist eine bekannte Sache, daß der Druck in einem Schnürleibe ist, aber die Damen machen sich nichts aus dem Druck, da er zugleich der Schönheit Nachdruck verleiht, gegen diesen Nachdruck

aber gibt es kein Gesetz. Besonders eifert Herr Fl. gegen den Schnürleib bei Kindern; auch mit Unrecht! es gibt doch jetzt gar keine Kinder mehr! Endlich ruft Herr Fl. den allgemeinen Landsturm auf:

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß alle Männer von Geist und Geschmack, beim Anblick einer eingeschnürten weiblichen Figur von gleichen Gefühlen ergriffen werden!"

Die Gefühle beim Anblick einer ausgeschnürten Figur mögen wohl alle gleich sein, aber bei einer eingeschnürten sind sie vielleicht verschieden.

Nachdem also die Schnürleiber mit tüchtigen Gründen entthront sind, entschädigt Herr Fl. die Damen doch durch ein Schnürleib-Surrogat, auch eine Art Schnürleib aber ohne Druck, der sein Anliegen nur bis an die Herzgrube vorbringen darf. Aber der Stoff, d. h. das Material soll —

„darf ich's der keuschen Sonne nennen?"

soll ein Filz sein! O wie kömmt ein Filz zu Damen! Nein, ein Filz ist nicht dazu gemacht, schöne Frauen zu umfangen! Wer selbst kein Filz ist, wird mir beistimmen!

Bis auf den einen filzigen Punkt hat also Herr Fl. so ziemlich Recht, aber die Schnürleiber haben auch Recht, denn sie leben und, „der Lebende hat Recht." Aber Herr Fl. ist ein Einzelner und die Schnürleiber werden in Masse aufstehen, Millionen Schnürleiber werden heranziehen und sich wie der

Alp Nachts auf seine Brust setzen, er wird empfinden „Beängstigungen, Herzklopfen u. s. w." und er wird fallen, ein Opfer der Reformation! also eine Intervention wäre das Beste. Herr Fl. stehe von der Idee ab, dem weiblichen Geschlechte Filz an den Busen legen zu wollen, dafür entsagen die Schnürleiber allem Druck, und begnügen sich mit elastischem Fischbein statt des Stahls. Die Damen ihrerseits versprechen das Blankscheit von nachgiebigem und geschmeidigem Charakter zu wählen; auf diese Weise wird selbst Herr Fl. nichts gegen die Vereinigung der Damen und der Schnürleiber haben, und ich —

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In ihrem B unde der Dritte!"

Blume der Blumen.

Blumen hör' ich immer preisen
Von der Sänger süßem Mund,
Und in immer neuen Weisen
Wird ihr holdes Wesen kund;
Von den Veilchen, Lilien, Rosen,
Auch von dem Vergißmeinnicht,
Wissen sie gar viel zu kosen
Und ich widerspreche nicht.

Doch von aller Blumen Blume,
Die sie, schöner nur, vereint,
Singt zu ihrem stillen Ruhme
Heimlich nur ein treuer Freund;
Und ich werde sie nicht nennen,
Nennt sie schon auch mein Gedicht:
Sollte wer den Namen kennen,
Der verrathe ja ihn nicht!

Wohl ist Veilchen gar bescheiden
Und sein Köpfchen still gesenkt,
Treues Blau mag gern es kleiden,
Von der Hoffnung Grün umschränkt.
Ganz so herzig, ganz so sinnig
Ist das süße holde Kind;
Jeder, der sie sieht, wie innig
Fühlt er sich zu ihr gesinnt!

Lilie mag sich schlank erheben,
Schwanenweiß und immer rein,
Selbst ihr Kleid von Schnee sich weben,
Glänzend wie des Mondes Schein;
Doch sie kann Die nicht erreichen
Die von auß- und innen rein,
Der die Engel sich vergleichen,
Makellos und zart und fein.

Röschen schmücken rothe Wangen,
Küßlich-süßer Purpurmund,
Doch nur eitel ist ihr Prangen
Und ihr Dorn ritzt leicht nur wund.
Schöner ist das Schamerröthen
Das um Jener Wangen schwebt,
Und ihr Zorn, er würde tödten
Wer sie kühn zu rühren strebt.

Pensée schlägt die blauen Augen
Immer auf zu aller Welt:
Ach, das kann doch gar nicht taugen,
Wenn man aller Welt gefällt;
Aber die, die ich wiu meinen,
Wendet stiller Aeuglein Licht
Immerdar nur zu dem Einen,
Ja und der vergißt sie nicht!

Meine weiße Rose.

Die Königin der Blumen, Flora, lud
An ihren Hof die Blumen ein zum Feste;
In Safian, in Scharlach und in Glut
Gekleidet kamen alle Farben-Gäste;
Und jedes Blümchen hatte, hochentzückt,
Mit Licht und Strahlen sich das Kleid gestickt.

Das Blümchen „Eisenhut,“ es zieht voran,
Es stellt als Ritter sich an ihre Spitze;
Die „Königskerze“ steckt die Flamme an,
Erhellt den Weg durch ihre Glutenblitze;
Die „Glocken“ tönen alle freudiglich,
Und jede „Aster“ schmückt mit Sternen sich.

Die Königin der Blumen, Flora, schaut
Mit stolzem Aug' die Blumen alle glänzen,
Die Krone ist mit Strahlen überhaupt,
Kein Schatten kann das Zauberlicht begrenzen;
Und all' die Blumen ringsherum im Kreis',
Sie streiten um der Schönheit höchsten Preis.

Die „rothe Rose“ blicket, halb erblüht,
Aus ihrer Knospe grünlichem Gesichte;
In süßer Schaam ist liebend sie erglüht,
Als ob sie zürnend für die Schönheit fechte;
Doch wie sie Glut und helle Flammen sprüh',
Der Schönheit höchsten Preis bekömmt sie nie.

Die „Nelke" glänzt im feuergleichen Sammt,
Von hocherglühtem Purpur stolz umfangen,
Der höchsten Liebe Lustverlangen flammt
Auf ihren zauberischen Gluthenwangen;
Doch wie sie auch in Licht und Flammen scheint,
Der Schönheit höchster Preis wird ihr verneint!

Die „Tulpe" prangt in schöner Stoffe Pracht,
In neuen Reizen stets sich zu gestalten,
Wie ein Kometenspiel in dunkler Nacht,
Ein ewigwechselnd Licht auch zu entfalten;
Doch wie sie auch in tausend Formen spiel,
Der Schönheit höchster Preis ist nicht ihr Ziel

So stritten um der Schönheit höchsten Lohn,
Umsonst das Heer der Blumen und der Rosen.
Narcisse, Tulipan und Anemon',
Levkoje, Sonnenblume und Mimosen;
Doch wie das Alles Flora besticht,
Der Schönheit höchsten Preis gibt sie noch nicht

Da nah't die „weiße Rose," silbern blühn
Die holden Wangen, wie des Mondes Blume,
Gekleidet zart in Schnee und Hermelin,
Wie Vesta's Bild im Heiligthume;
Wie auf der spiegelhellen Silberfluth
Der majestät'sche Schwan stillglänzend ruht!

Sie nahet sich, der Anmuth Spiegelbild,
Das Ebenmaß im Bau der zarten Glieder;
Sie streitet nicht, sie lächelt einmal mild,
Besiegt sinkt dann das Heer der Blumen nieder;
Die Anmuth nur mit seelenvollem Sinn
Ist ewig aller Schönheit Königin!

Blumen und Farben.

Blau ist die Welle,
Grün ist die Welt,
Blau ist das helle
Himmlische Zelt,
Blumen und Garben,
Veilchen im Thau,
Alles voll Farben
Wohin ich nur schau!

Farbe ist Leben,
Leben ist Lust,
Lust ist ein Streben
Freudiger Brust;
Farbe ist Freude,
Farbe ist Licht,
Erdensohn! meide
Farben ja nicht!

Roth ist die Rose,
Roth ist die Lieb',
Roth ist das lose
Mündchen so lieb;
Rose wie Liebe
Hat Dörnlein sehr,
Halten für Diebe
Wache und Wehr.

Blau ist die Treue,
Himmel ist blau,
Blau ist das neue
Veilchen der Au;
Blau ist der Ferne
Lieblicher Flor,
Blau schaut wie Sterne
Aeuglein empor.

Weiß ist die Reinheit,
Lilie ist weiß,
Alles in Einheit
Gibt ihr den Preis;
Rein ist sie immer,
Rein wie der Strahl,
Rein wie der Schimmer
Luna's im Thal.

Grün ist die Erde,
Grün ist die Kraft,
Die auf ein: Werde!
Welten erschafft;
Grün ist das Hoffen,
Jugend ist grün,
Grün wird uns offen
Das Jenseits blühn.

Grau ist das Alter,
Nebel ist grau;
Liegt wie ein kalter
Hauch auf der Au;
Blaß ist der Kummer,
Bleich ist die Noth,
Grau ist der Schlummer,
Schwarz ist der Tod!

Alles nur Eines nicht.

Für des Liedes süße Gabe,
Für des Sanges zarte Kunst,
Geb' ich Alles was ich habe,
Alles für der Muse Gunst;

All' mein Hoffen, all' mein Streben,
Fürstengunst und Glück und Gold,
Hoffnung, Ruhm und Wonne-Leben,
Bleibt mir nur die Muse hold.

Aus dem vielbewegten Herzen,
Reiß' ich jeden Wunsch heraus,
Alle Freuden, alle Schmerzen,
Trag' ich opfernd ihr in's Haus;

Freiheit in dem Reich der Lüfte,
Und des Lichtes gold'ne Fluth,
Hochgenuß im Reich der Düfte,
Und des Sehens süße Glut;

Selbst der Träume Zauberwaltung,
Und der Thräne Lustgewinn,
Alles geb' zur freien Schaltung
Für der Muse Gunst ich hin.

Selbst die Liebe, die im Busen
Mich mit Schmeichelwort bespricht,
— Auch die Liebe? Nein, o Musen!
Nein, die Liebe geb' ich nicht!

Fühl' ich nicht die Liebe innen,
Innen tief in meiner Brust,
Wär' ich doch bei allem Sinnen
Keines Liedes mir bewußt!

Wenn ich nicht die Liebe sänge,
Sänge ich wohl nimmermehr,
Rauschte auch das Reich der Klänge
Lockend, buhlend um mich her.

Wenn ich nicht zur Liebesfeier
Meine Saiten stimmen kann
Drück' ich meine stumme Leier
An die Brust verstummend an.

Liebe ich der Musen Liebe,
Lieb' ich sie der Lieb' zu lieb,
Wenn mir nicht die Liebe bliebe,
Lied und Muse auch nicht blieb!

Beide sind in meinem Busen,
Lied und Liebe festgebannt,
Und nur Amor reicht den Musen
Ihre Leier stets zur Hand!

Natur-Sprache.

Alles spricht in Tönen, Zeichen,
Wenn es auch nicht Worte sind,
Ausdrucksvoll und reich gesinnt
Ist Natur in ihren Reichen.
Gott spricht uns durch seinen Himmel;
Dieser durch das Sterngewimmel;
Durch Geschilf und Bachesrauschen
Spricht die Erde, wenn wir lauschen;
Durch den Westwind, Donnerstoben,
Hat auch Luft die Stimm' erhoben;
Feuer spricht in lauten Gluthen
Die gefärbt zusammen fluthen;
Wasser spricht in Murmelquellen,
Im Geschwätze munt'rer Wellen;
Liebe spricht durch süße Augen
Die den Blick als Worte saugen;
Unschuld spricht auch unbefangen
Durch Erröthen holder Wangen;
Schuld auch gibt ein sprechend Zeichen
Durch der Wangen schnell Erbleichen;
Grübchen, das im Kinn sich ründet,
Wohlgefallen lächelnd kündet!
Demuth schlägt die Augen nieder;
Glaube hebt empor sie wieder;
Frommes, gottgefällig Walten
Spricht durch zartes Händefalten;

Zorn und des Grimmes Hadern
Spricht durch blutgeschwellte Adern;
Hohn in tief versteckter Weise
Zuckt die Lippen leicht und leise;
Auch der schweigsame Dichter,
Deutlich durch die Blumen spricht er!
Aus den Blumen, aus den Blättern,
Gießt er sinnig seine Lettern;
Aus Geschlecht und Farb' und Zeile
Bildet er die Redetheile;
Dorn und Blüthe, Kelch' und Dolde
Steh'n in seinem Sprechersolde.
Jedes Blümchen, das den Funken
Von dem Farbenlicht getrunken,
Hält mit allen Lichtgenossen
Zarten Sinn in sich verschlossen,
Und in jedem Blumenstengel
Lispelt still ein Liebesengel.
Diesen Engel zu verstehen,
Wenn die Blumen dich umwehen,
Daß du mögst den Sinn erlauschen,
Wenn sie Wort und Worte tauschen,
Wenn um Frische zu genießen,
Sie den rothen Mund erschließen,
Wenn mit ausdrucksvollem Schweigen
Klug das Haupt sie niederbeugen,
All' das soll mit Liebbestreben
Dieses Büchlein kund dir geben.

Gefangenschafts-Epistel an den Mond.

Es ist ein Glück, daß du so hoch stehst, sonst könntest du nicht so neugierig durch mein Gitterfenster mir in die Feder schauen. Du siehst aber heute so betrübt-fröhlich, so gezwungen populär-freundlich aus wie Ludwig Philipp am Tage, wo Napoleons Statue wieder auf die Vendee-Säule aufgesetzt wurde.

Sieh, mein lieber Mond, wenn man eingesperrt ist und so gar nichts vor sich sieht als eben dich durch ein enges Gitter, so kömmst du einem bald erhaben, bald läppisch vor; bald rührst du mich, bald muß ich dich auslachen; bald beneid' ich dich, daß du so frank und frei umherwandeln darfst und dein Licht ausſteckst, wenn ich meines auslöschen muß; bald beklag' ich dich, daß du an noch strengere und unwandelbarere Gesetze gebunden bist, und deine Bahn viel weniger verlassen darfst als ich.

Bald kömmst du mir ehrwürdig vor, wie ein silbergraues Haupt, das die weißen Locken im Winde flattern läßt, wie König Lear auf der Heide; bald kömmst du mir vor wie eine Wasserlilie, die im freundlichen blauen See sinnig fortschwimmt und

mit seinem klaren Lichte auf den Fluthen zittert; bald wieder kömmst du mir vor wie ein liebender Witwer, der bleich und einsam um die Erde wandelt wie um das Grab seines geliebten Weibes; oder du kömmst mir vor wie ein zärtlicher Vater, der mit offenem Auge die Erde bewacht, die wie ein schlafendes Kind unter ihm liegt; oder du kömmst mir vor wie das Sinnbild der menschlichen Unsterblichkeit, wie ein lichter Schmetterling, welcher sich eben der Erde entrungen und über ihrer dunklen entseelten Hülle schwebt; oder du kömmst mir vor wie ein Verbannter, der still und blaß durch die Nacht fortschreitet, welcher der Luftigkeit des bestirnten Himmels entflieht und dem die Sterne in Ehrfurcht vor dem Unglücke, gerührt und demüthig ausweichen; oder aber du kömmst mir vor wie eine himmlische Caution, die uns die gütige Gottheit jede Nacht einlegt als Gewähr, daß uns seine Gnade und sein Licht nicht verläßt, wenn er uns auch seine Sonne entzieht; oder du kömmst mir vor wie ein freundlicher Gefängniß- oder Krankenwärter des ewigen Vorstehers des großen Barmherzigenhauses dieser Erde, der alle Nacht mit seinem milden Lämpchen herumwandelt, den Schlafenden sorglich in's Antlitz schaut, den Matten und Müden Tröstung und den Leidenden sanfte Beschwichtigung zulächelt!

Bald aber auch kömmst du mir ganz komisch und lächerlich vor! Bald kömmst du mir wie eine große Mund-Semmel vor, die in einer Schüssel was-

serbläulicher, saurer Milch schwimmt; bald wie ein geheimer Polizei-Kerl, der bleich wie sein Gewissen, in einen Wolkenmantel gehüllt, herumschleicht und dem selbst die lichtvollen, unschuldigen Sterne ausweichen; bald kömmst du mir wie ein Redacteur eines gerngelesenen Blattes vor, denn alle Hunde bellen dich an, die großen wie die kleinen, du aber wandelst deinen Weg fort, in schweigender Verachtung; bald kömmst du mir vor wie ein ungebetener, ungern gesehener Gast, der ganze Städte fressen will, denn wenn du erscheinst, löscht die Stadtbeleuchtung alle ihre Laternen aus, damit du doch die Stadt gar nicht finden mögest; bald kömmst du mir vor wie ein alter verliebter Geck, der noch zu allen Fenstern hinein coquettirt und den Mädchen das Herz bestricken will mit seiner Seufzerfarbe, mit seinem Butterblick und mit seinen lichtblonden Schmachtlocken; bald kömmst du mir vor wie ein Trunkenbold, der bald voll ist und nachher bleich und blaß und abgemagert ist wie der Katzenjammer; bald kömmst du mir vor wie ein Miethsmann, der keinen Zins bezahlen will, weil du im ersten und letzten Viertel so krumme Gesichter schneidest; bald kömmt es mir vor, als sähest du als Büßer darum so jämmerlich, bleich und kümmerlich aus, weil du die Eh'pakten (Epakten oder Mondeszeiger) aufgebracht hast! Bald kömmt es mir vor, als wärst du ein Kritiker und müßtest deshalb immer wandern, weil du oft Sachen beleuchtest, die beim

Licht betrachtet stockfinster sind; bald kömmst du mir vor wie ein schlechter Prediger, dem die Leute gerade dann anfangen einzuschlafen, wenn er anfängt, ihnen sein Licht aufzustecken; bald kömmst du mir vor wie ein Hauderer, wenn man glaubt, er ist die ganze Nacht durch vorwärts gekommen, am andern Tage ist er noch auf derselben Stelle u. s. w.

Kurz, mein lieber Mond, ich weiß nicht ob du ein Gegenstand der Erhabenheit oder des Lächerlichen bist. Ich kann dich nicht leiden, weil du immer so einerlei Gesicht machst, weil du ewig und immer dieselbe glatte lächelnde Physiognomie hast wie ein Gratulationsschreiben; weil du jedem Menschen dasselbe Antlitz zeigst, weil du dein Licht gerne aller Welt aufdringen willst als ein eigenes und es doch nur ein erborgtes, ein fremdes ist; weil du in einem Monat viermal dich umwandelst; weil dein Licht ein kaltes ist, dein Strahl ein eisiger; weil du dir alle Monat zweimal die Hörner ablaufst und doch nicht gewitzigt wirst; weil du schlechtes Wetter bringst, wenn dir der Hof gemacht wird; weil du Flecken hast wie jeder Sterbliche, die kein astronomischer Fleckenputzer wegbringt und dich dennoch höher dünkst als wir; weil du nur wie ein Dieb in der Nacht mit deiner Aufklärungslaterne kömmst; weil du dem Verbrecher eben so gut leuchtest zum Morde als dem geheimen Edlen zur Wohlthat! kurz, weil du kein Originalgenie und Licht bist, sondern ein armseliger Lichtcopist, ein

Abschreiber und Nachdrucker; weil du die Aufklärung aus der zweiten Hand verkaufen willst wie ein Jesuit!

Also nimm mirs nicht übel, lieber Mond, daß ich mich lieber an die Sonne halte, und entschuldige, daß ich mir die Freiheit nahm, dir das alles zu sagen, ich habe jetzt keine andere Freiheit als diese. Ich zeichne u. s. w.

Das Spiegelbild.

1.

Die Doppelschau.

Ich seh' dich hier mit nimmersatten Blicken,
Mein Sein ist in das Auge mir gezogen;
Und seh' dich dort in den krystall'nen Wogen
Aus klaren Fluthen mir entgegen nicken.
Seh' ich dich hier, so ist das Hochentzücken.
Dich dort zu sehen grausam mir entzogen,
Und hab' ich dort dich in das Aug' gesogen,
Mußt du doch hier, Geliebte! mir entrücken!

O Doppellust der doppelten Gestalten,
Euch kann mein Auge nicht als Eins umfassen!
Will es dies Bild im trunken Blick behalten,
So muß es scheidend doch von jenem lassen;
Und welches schmeichelnd auch ins Aug' mir schleichet,
Es raubt mir eben das, was es mir reichet!

2.

Der Liebesblick.

Du schaust mich an und mein innerst Wesen
Bleibt wonnenstill an deinem Auge hangen,
Die Gegenwart allein hält mich umfangen,
Nichts anders wird mir, nichts war gewesen.
Ich fühl' das Irdische sich von mir lösen,

Unsterblichkeit und reineres Verlangen
Sind mir aus deinem Blicke aufgegangen,
In dem ich Liebe kann um Liebe lesen!

Und diesen Blick, ich sollt' ihn neidlos theilen,
Und wär's auch mit mir selber in dem Spiegel dort.
An Blicken, die im Himmel übereilen
Ist theilen schon ein schneller, frevelhafter Mord!
Mein Wesen selbst mir selber abgezogen
Haß ich, hat's mich um solchen Blick betrogen.

Die Zehner-Suppen.

Horch, die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und auf zehne steht der Lauf der Zeit,
Da kömmt in einer Holden schönem Namen
Ein Frühstück auf das Zimmer mit geschneit;
Die Musen bilden eine schöne Gruppe
Um die von Grazien geschickte Suppe!

Die Suppe muß mir freudebringend taugen,
Mit süßer Wärme mild durchströmt sie mich,
Mit ihren schönen, hellen großen Augen
Erinnert lieblich glänzend sie an dich;
Und wie du in der Kunst bist vielgestaltig
Ist sie auch täglich anders mannigfaltig.

Wer eine solche Suppe sein kann nennen,
Der stecke fröhlich seinen Löffel drein,
Und sollt er sich den Mund auch d'ran verbrennen,
Es ist für Dich, und süß ist diese Pein!
Denn Gluth kann nur durch Gluth gekühlet werden,
Das ist das Los der Schönheit hier auf Erden.

Monolog einer kritisirenden Jungfrau.

Lebt wohl, ihr Nadeln, ihr geliebten Strümpfe,
Du traulich stille Küche, leb' auf ewig wohl!
Thedore wird nun nicht mehr in dir wandeln,
Thedore sagt dir ewig: Lebewohl!
Ihr Gurken, die ich wässerte! ihr Bohnen,
Die ich geschälet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl ihr Töpfe und ihr Schüsseln dieses Hauses!
Du Strickzeug! holde Zierde dieser Hand,
Das ich oft probiert auf meine Glieder,
Thedore schreibt und nimmer strickt sie wieder!

Ihr Plätze alle meiner Küchenerde,
Euch laß' ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreut Euch ihr Mägde an dem Heerde,
Ihr seid jetzt eine wirthinlose Schaar;
'Ne and're Wirthschaft machet mir Beschwerde,
Zu Class'kern schreib' ich einen Commentar,
So ist der Kritik Ruf an mich ergangen,
Mich lockt nicht des Topfes irdenes Verlangen!

Denn der zu Tornow an der Elbe Auen,
Im Tintenfaß sich schreibend niederließ,
Und ihr befahl die Leser zu erbauen;
Der einst die zarte Muse Chezy's,
Die Hirtin auch als Dichterin ließ schauen,
Der auch der Schoppe gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus diesen seid'nen Strümpfen:
„Geh' hin, Du sollst auf Erden für mich schimpfen!

In jedes Buch sollst Du die Nase stecken,
Mit Tint' beflecken Deine zarte Hand,
Novellen nicht soll Deine Muse hecken,
Die hübsch gebund'nen werden noch im Band',
Nicht mit Romanen sollst Du Dich beflecken,
Kein Lied ist freundlich Deinem Geist verwandt,
Doch werde ich die kritisch-spitzen Klauen,
Vor allen Erdenmädchen Dir vertrauen!

Denn wenn im Blatt die Listigsten schon schweigen,
Wenn selbst die schärfste Feder schon wird stumpf,
Dann wirst Du schnell von Deinem Nähtisch steige
Und wie die kecke Wäscherin beim Strumpf,
Dich mit der dickgekochten Lauge zeigen,
Den Kopf zu trennen von des Buches Rumpf,
Kritiken bringen Deutschlands off'nen Blättern,
Den Schiller hunzen und den Tieck vergöttern!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Ich bin nicht schön, entsage dieser Welt,
Drum muß ich fortan ewig um mich beißen,
Damit sie andern werde auch vergällt.
In's Reich der Kritiken will es mich reißen,
Es treibt mich hin zu des Verlegers Geld,
Honorare hör' ich mächtig zu mir bringen,
Der Brockhaus steigt und die Dukaten klingen!

Letzter Liebesgruß.

Nur einmal blick' zur Liebe, Engelsleiche,
Es perlt noch im starren Aug' die Thrän',
Es spielt um's Antlitz, um das duldensbleiche,
Des Glückes letzter Widerschein so schön!
Noch schwingen sich, vom Geisteshauch getragen,
Von bleicher Lippe Töne her — so süß;
Erzählen uns von gold'nen Liebestagen,
Und von der Lieb' verlor'nem Paradies!
Warum wir es verloren, laß' Dich fragen?
Warum, warum? Du kannst es ja nicht sagen!
Doch, daß es hin, das tiefempfund'ne Glück,
Das sagt Dein düst'rer, schmerzumflorter Blick —
Er sagt es mir, du kannst es nicht vergessen,
Was ich in Dir und Du in mir besessen,
Daß Du mein Liebstes — ich Dein Alles war!
Mein Kind, mein Kind, um aller Heil'gen willen,
Laß' nicht den Trug, das Gottesbild verhüllen,
Deß' hoher Altar unf're Seele war.

Doch, ach! umsonst, zerrissen sind die Saiten,
Die einstens Dir im frommen Ton geklungen;
Es irrt verwais't, durch lichte Himmelsweiten,
Das süße Lied, das ich Dir zart gesungen;
Es irrt die Seele, die an Dich gebunden,
Sie fragt nach Dir — nach meinem frommen Lied.
Sie find't Dich nicht, und weint um Feierstunden
Wo beide wir nur einer Harfe Ton,

Wo Beide wir nur einer Blume Duft
Und eines Sternes Licht — nur Beide wir
Der reinsten Seele ein Gedanke wir.
Doch ob sie irrt und ob sie weinend klagt,
Das Glück ist hin, das uns so schön getagt.

Noch einen letzten Gruß aus bess'rer Welt,
Noch einen letzten Ton vom heil'gen Lied.
Und dieses letzte Blatt vom Liebeskranz,
Und dieses letzte Bild aus gold'nem Traum,
Das letzte Wort, vom Munde heiß geküßt,
Die letzte Thrän', im Auge theuer Dir,
Nimm sie, mein Kind, mit reinem, frommen Sinn!
Der ersten Liebe leg' auf's Grab sie hin,
Es wird daraus ein hoher Wunderbaum,
In seinem Schatten träum' den letzten Traum
Vergang'ner Lust — voll herbem Seelenschmerz,
Damit der Himmel gnädig Dir verzeih,
Weil heil'gen Schwur Du brachst im bösen Scherz.

Kind und Christkind.

Am Weihnachtsabend rings der Christbaum blüht,
Am Krankenbett des Kindes eine Mutter kniet;

Ein Jahr ist's jetzt, da stand ein Weihnachtsbaum
Mit Lichtern und Geschenken hier im Raum.

Ihr Gatte, glückbedacht, zur Seit' ihr stand,
Ihr blühend Kind, gehüllt in Seid' und Band.

Heut' sitzt verlassen sie, ihr Mann ist todt,
Der Reichthum ging, und es kam Leid' und Noth.

Ihr Kind ist krank, ihr einzig' theures Kind,
Sie kniet am Bette, kniet und weint und sinnt.

Sie küßt dem Kind' so Stirn als Wange heiß,
Sie flüstert ihm zu süße Worte leis'.

Das Kind erhebt die Aeuglein matt und spricht:
„Lieb' Mutter, kömmt denn heut' das Christkind nicht?"

— Die Mutter weint, es schnürt zusamm' ihr Herz,
Sie weint, bewältigt Thräne doch und Schmerz:

„Mein Kind, das Christkind kömmt gewiß noch heut',
Es ist ja früh noch, es ist lang noch Zeit." —

Nach einer Zeit das Kind sie wieder fragt:
„Ist Christkind bös', hast du mich denn verklagt?

Ich seh' den Baum nicht, nicht die Lichtlein bunt,
Wenn Christkind käm', ich würde gleich gesund!" —

Die Mutter schluchzt ganz leis' in sich hinein:
„Mein Kind, warum soll Christkind bös' denn sein?

Es ist nicht spät noch, es ist noch nicht acht,
Es kömmt gewiß mit einem Baum voll Pracht!"

Und wieder still ist's Kind, sein Wänglein glüht,
Die Mutter weint am Bette, wo sie kniet.

„Lieb' Mutter," flüstert d'rauf das Kind, ganz hohl,
„Mich hat vergessen ganz das Christkind wohl!"

Das Herz der Mutter schwimmt im Thränenmeer,
Kaum kann sie sprechen, so ist's Herz ihr schwer:

„Mein Kind, das Christkind es vergißt Dich nicht
Du warst ja gut und fromm und sanft und schlicht!" —

Und wieder schweigt mit geschloss'nem Aug' das Kind,
Die Mutterthrän' heiß auf das Kissen rinnt.

Da hebt das Kind sein Haupt: „Lieb' Mutter mein,
Mach' auf die Thür' und laß' das Christkind ein;

Das Christkind kömmt, es bringt mir jetzt den Baum,
Im weißen Kleid kömmt es, mit güld'nem Saum!"

— Die Mutter bebt, sie neigt sich auf das Kind herab,
Sie trocknet ihm die heißen, feuchten Wänglein ab. —

„Ach, Mutter, ach, wie schön! wie schön! wie schön!
Die Lichtlein sind wie Sternlein anzuseh'n;

Und Englein d'rauf mit Flügeln weiß und roth und gold,
Die Englein lächeln und sie winken mir so hold!"

Die Mutter wehmuthsvoll das Kind umfaßt
Und schluchzt: „Mein Kind, sag', was gesehen Du hast?" —

„Lieb' Mutter, Du weißt nicht wie so wohl mir jetzt ist,
Küß' mich, das Christkind hat grad' mich geküßt!" —

D'rauf sinkt sein Köpfchen auf das Kissen, matt,
Sein Herzchen ausgeklopft sein Leben hat!

Die Mutter weint, weint und schaut starr empor,
Ihr ist's als thät' sich auf das Himmelsthor,

Und unter vielen Englein unter'm Sternenbaum,
Sieht sie ihr Kindlein in dem lichten Raum,

Sie faltet ihre Hände, weint und betet d'rein;
„Mein Kind, die Mutter wird bald bei Dir sein!"

Immer die Eine.

Verschworen gegen mich sind alle Saiten,
Mit Lied und Leyer stehen sie im Bunde,
Denn welche Weise ich auch mag bereiten,
Sie geben stets nur von der Einen Kunde;
So strömt entfesselt nun zu allen Zeiten
Dein Lobgesang allein aus meinem Munde,
Vergebens will ich mit der Muse streiten,
Die jeden Ton holt aus des Herzens Grunde

In jeden Laut mischt sich Dein Angedenken,
Der legt es schnell im nächsten Laute nieder,
In jedes Wort seh' ich es sich versenken,
Das ich gewählt zum Ausdruck meiner Lieder;
Und wie ich den Gesang mag künstlich lenken,
Dein Angedenken fesselt sein Gefieder,
Und wie ich Zeil' um Zeile mag verschränken
Ich find' in jeder lieblicher es wieder.

So will der stete Quell der Harmonien,
Sich frischer stets in meiner Brust erneuern,
Wenn ich das Thema aller Melodien:
Tannonia! nur Dir allein will weihen,
In gold'ner Klarheit will das Lied erblühen,
Das sich des schönsten Glücks soll freuen,
Für Deine Schönheit göttlich zu erglühen,
Und Deine Herrlichkeit der Welt zu zeihen!

Meine Biographie.

Ich war ein junger Springinsfeld,
Stets froh,
Verthat die Jugend und das Geld,
So, so;
Doch wie ich's auch hab' angestellt,
Sprach immer doch die arge Welt
Ihr „O!"

Erst ging ich stets in hoher Pracht
Und Glanz,
Als ging's in einer Hochzeitsnacht
Zum Tanz;
Da ward ich höhnisch ausgelacht,
Und jeder sprach, und jeder dacht':
„Der Hans!"

Dann warf ich diesen Schnick und Schnack
In's Meer,
Und ging blos stets im grauen Frack
Einher;
Da sprach das liebe Spöttlerpack:
„Nun geht er gar gehüllt in Sack,
„Der Bär!"

Einst war für Mädchen-Angesicht
Ich weg,
Und wich ihr oft viel Monden nicht
Vom Fleck;

Und sieh'! das gute Völklein spricht:
„Der Mensch ist doch, beseh'n beim Licht,
„Ein Geck!"

D'rauf hab ich Lieb' und Liebelei
Verbannt,
War selber nicht im Monat Mai
Galant;
Da lachten sie: „Ei, ei, ei, ei,
„Der Tropf hat sich am heißen Brei
„Verbrannt!"

Dann segnete mit Kaufmannsglück
Mich Gott.
Verschenkte dann ein schönes Stück,
Recht flott;
Da zählten sie mit scheelem Blick:
„Der ist nun bald, verdient Geschick,
„Bank'rott."

Nun legt' ich mich mit Leidenschaft
Und Brunst,
Auf manche schöne Wissenschaft
Und Kunst;
Da war ich ringsum angeklafft:
„Wie? lebt der Mann von Büchersaft
„Und Dunst?"

Dann schnitt ich Pfeifen, wie man spricht,
Im Rohr,
Und brachte gar ein Sinngedicht
Hervor;
Da hielt die Welt mit mir Gericht:
„Was zupfst du uns, du Bösewicht,
„Beim Ohr!"

Ich schrieb etwas am Bogen schwer
Und stark,
Das Gutes dann auch hin und her
Wohl barg;
Da brummt' ein trock'ner Regelbär,
Der gerne selbst ein Dichter wär:
„Der Quark!"

Dann flog ich über Land und Meer,
Hinaus,
Die Welt hindurch die Kreuz und Quer,
Voll Saus;
Doch riefen Grämler hinterher:
„Den treibt gewißlich ein Malheur
„Vom Haus!"

Nun schrieb voll Spaß ich ein Journal,
Juchhe!
Drob lächelte die Leserzahl
Bei'm Thee;
Doch hinterdrein mit Pein und Qual,
Kömmt Polizei und Künstlerzahl,
O weh!

An Allem was ich noch erfand,
Bis jetzt,
Hat sich den Zahn der Unverstand
Gewetzt;
Doch lach' ich heimlich in die Hand,
Werd' ich von Braven nur im Land
Geschätzt.

Mich hat Natur nun nicht zum Fisch
Gemacht,
Hab' warmes Blut zum Schreibtisch
Gebracht;

Am Tage heiß beim Federwisch,
Und bei dem Liebchen heiß und frisch
Bei Nacht.

Ihr Narren lacht euch, wenn ihr wollt,
Zu Tod,
Mir thut's um Reichthum oder Gold
Nicht Noth;
Durch's Leben werd' ich hingetrollt,
Wie mir's das Neungeschwister hold
Gebot.

Bescheidenheit.

Fabel.

Ein Tröpfchen Thau, ganz kleine,
Das fiel beim ersten Scheine,
Den Phöbus goß umher,
In's große Weltenmeer;
Und sprach zu sich, im Fallen:
„Wie werd' ich unter allen
Den Tropfen, rein und hell,
Verschwinden, ach, so schnell;
Ich werde, klein und wenig,
Den andern unterthänig."
So sprach's, und fiel zugleich
In's große Wasserreich.
Die Muschel, die das hörte,
Und der es Lust gewährte,
Die schlürft das Tröpfchen klein
Mit einem Zuge ein.
Da wird nun zum Juwele,
Zur Perle ohne Fehle,
Das Tröpfchen Thau ganz klein;
Und schimmert im Gestein
Gar bald, der schönsten Krone
Des Kaisers, auf dem Throne;
Und strahlt voll Herrlichkeit,
Als höchster Schmuck der Zeit.

Jägerlied für Frauen.

Eine Stimme.

Auf, auf, die Nadel aus der Hand!
Wenn auch die Männer klagen,
Die Schürze hänget an die Wand,
Wir wollen heute jagen!
Ist's Jagen denn nur Männer Brauch?
Wir Weiber können's doch wohl auch!

Chor.

Ist's Jagen denn nur Männerbrauch?
Wir Weiber können's doch wohl auch!

Eine Stimme.

Wir jagen oft im Schwesterkreis,
Manch guten Namen nieder,
Er wird bald kalt, wir werden heiß,
Und trinken Caffee wieder.
Wir jagen oft auch ganz allein,
Nach Abenteu'r im Mondesschein!

Chor.

Wir jagen oft auch ganz allein,
Nach Abenteu'r im Mondesschein!

Eine Stimme.

Im Auge sitzet uns der Pfeil,
Und oben d'rauf der Bogen,
Und kommt das Wild nun auch in Eil'

Durch Thal und Feld gezogen,
Da schwirrt der Pfeil vom Bogen hin,
Und sitzt dem Wild im Herzen d'rin!

Chor.

Da schwirrt der Pfeil vom Bogen hin,
Und sitzt dem Wild im Herzen d'rin!

Eine Stimme.

Die Männer tragen Helm und Sporn,
Bewehren sich mit Lanzen,
Doch wie wir stoßen in das Horn
So müssen sie wohl tanzen,
Ist auch der Mann der Herr der Welt,
Wir jagen ihn wie's uns gefällt!

Chor.

Ist auch der Mann der Herr der Welt,
Wir jagen ihn wie's uns gefällt!

Eine Stimme.

Dort Schwestern kommt ein Eber her,
Den lassen wir anrennen!
Das wird ein Spaß, wie der am Speer
Der Liebe wird bald brennen
Der Eber wird, wie's uns behagt,
Bald angerennt, bald fortgejagt!

Chor.

Der Eber wird, wie's uns behagt,
Bald angerennt, bald fortgejagt!

Eine Stimme.

Wir fürchten selbst den Bären nicht,
Mit seinen harten Klauen,
Bald ist der wilde Bösewicht
Im Maulkorb zahm zu schauen;
O! selbst den groben Meister Petz,
Den jagen wir in unser Netz!

Chor.

O! selbst den groben Meister Petz,
Den jagen wir in unser Netz!

Eine Stimme.

Und Hirsche gar! wir schenken oft
Ein Schock Geweihe weiter;
Und Hasen machen unverhofft
Das Jagen uns ganz heiter:
Wir finden stets im Ueberfluß,
Die frische Spur vom Hasenfuß!

Chor.

Wir finden stets im Ueberfluß,
Die frische Spur vom Hasenfuß!

Eine Stimme.

Nach Vögel jagen ist nicht Kunst,
Die schießen wir ganz fleißig,
Es stürzt schon selbst vom Pulverdunst,
Der Stiegelitz und der Zeisig.
Ja vor uns fällt, aus hoher Luft,
Der Gimpel hin, kaum angepufft!

Chor.

Ja vor uns fällt, aus hoher Luft,
Der Gimpel hin, kaum angepufft!

Eine Stimme.

Wir jagen auch mit einem Strich,
Die Wolke von der Stirne,
Wie sie bei'm Mann auch grämiglich
Ob Zeit und Schicksal zürne.
Wir jagen auch mit Sang und Saus,
Die Grillen alle aus dem Haus!

Chor.

Wir jagen auch mi- Sang und Saus,
Die Grillen alle aus dem Haus!

Eine Stimme.

D'rum Schwestern auf und d'rauf und d'ran
Laßt's uns wie Jäger treiben!
Nur laßt uns nicht dem Teufelsmann,
Dem Amor uns verschreiben,
Sonst fliegt die Kugel außerwärts,
Und trifft dennoch das eig'ne Herz!

Chor.

Sonst fliegt die Kugel außerwärts,
Und trifft dennoch das eig'ne Herz!

Inhalt des neunzehnten Bandes.
